Gyulais Verhalten bei der Eröffnung des lombardischen Krieges 1859.

Ein Beitrag zur Würdigung des Feldzeugmeisters.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der Philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin.

Von

Konrad Molinski
geboren in Gußwitz.

Tag der Promotion: 16. März 1917.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546509_0208

Gyulais Verhalten bei der Eröffnung des lombardischen Krieges 1859.

Ein Beitrag zur Würdigung des Feldzeugmeisters.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der Philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Berlin.

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

Von

Konrad Molinski

geboren in Gußwitz.

Tag der Promotion: 16. März 1917.

Referenten:

Prof. Dr. Hans Delbrück.
Prof. Dr. Friedrich Meinecke.

Berlin 1917
Kribe-Verlag, Schivelbeinerstraße 3.

„Nichts ist in der Kriegskunst gültiger als die Vorschrift, seinen Feind wo möglich in seiner Trennung zu fassen; das gibt Uebermacht, und Uebermacht heißt Sieg." Dieser lapidare Satz findet sich[1]) in der „Theorie des großen Krieges" von Willisen und ist von diesem General mit Beziehung auf das Verhalten des österreichischen Feldzeugmeisters Grafen Gyulai bei der Eröffnung des lombardischen Krieges im Jahre 1859 gebraucht. So wie der Satz da steht, drückt er ein kaum zu bestreitendes, allgemeines Urteil über die Kriegskunst aus; in diesem Falle aber ist er als Vorwurf gegen Graf Gyulai gemeint. Dem Feldzeugmeister wird vorgehalten, diese Vorschrift nicht befolgt zu haben.

Im allgemeinen hat die Kritik, die der Mitwelt sowohl als auch die der Nachwelt ziemlich abfällig über die militärisch-strategischen Fähigkeiten des vor diesem Feldzuge wegen seines energischen Auftretens während der italienischen Revolution von 1848 oft gerühmten Generals geurteilt. Gerade um dieser Verdienste willen wurde er mit dem Oberbefehl der k. k. Truppen im Feldzuge gegen die verbündeten Franko-Sarden betraut. Die Kritik hat bisher einstimmig gemeint, der General habe das auf ihn gesetzte Vertrauen nicht gerechtfertigt; durch seine persönliche Schuld sei der erste Teil des Feldzuges verloren gegangen, was dann natürlich auf den Gang der weiteren Ereignisse auch nachteilig habe wirken müssen.

Die vorliegende Arbeit versucht eine Ehrenrettung des Grafen zu bieten. Sie beschäftigt sich jedoch nicht mit dem ganzen von ihm geleiteten Feldzuge bis zur ersten, entscheidenden Schlacht von Magenta, sondern hier soll nur die Einleitung des Krieges in Betracht gezogen werden. Es sollen auch keine neuen Tatsachen vorgeführt, sondern das Urteil durch neue Gesichtspunkte erweitert werden. Anderes als das von vielen Militärschriftstellern und Memoirenschreibern bereits verwendete Material stand dem Verfasser nicht zur Verfügung. Es kann daher nicht die Kenntnis der Tatsachen ausgedehnt werden, aber die Beurteilung soll an einzelnen Stellen eine wesentliche Veränderung erfahren.

Ueber Gyulais Schuld oder Unschuld an dem unglücklichen Ausgange der Gefechte von Montebello und Palestro, sowie der bedeutenden

[1]) v. Willisen, Theorie des großen Krieges, IV. Teil, S. 3.

Schlacht von Magenta ist damit nichts entschieden. Es mag wohl sein, daß der Feldherr sich dabei mancherlei Fehler hat zu schulden kommen lassen. Jedoch nach einem bekannten Worte siegt nicht der General, der überhaupt keine Fehler macht, sondern derjenige, der einen Fehler weniger begeht als sein Gegner. Fehler hat man auch bei ganz großen Feldherrn wie Friedrich oder Napoleon aufgefunden; es ist überhaupt mißlich, lediglich aus begangenen oder unterlassenen Fehlern das Geschick der Armeen und damit zugleich ganzer Völker erklären zu wollen. Von einer gerechten und billigen Kritik werden auch mancherlei Motive herangezogen und mit berücksichtigt werden müssen.

Was dem Urteil der Militärschriftsteller entgangen ist, soll hier vermittelst der kritisch-historischen Methode entwickelt werden.

I.

Oesterreichische Politik vor Eröffnung der Feindseligkeiten.

Ein Zeitverlust zu Beginn eines Krieges ist der furchtbarste Fehler, den man am Anfang einer kriegerischen Operation machen kann. Es ist wohl kaum möglich, einem Feldherrn einen schwereren Vorwurf zu machen, als der ist, den der General und Militärschriftsteller von Caemmerer in seinem Buche „Magenta, der Feldzug von 1859 bis zur ersten Entscheidung" gegen den Feldzeugmeister Grafen Gyulai erhebt, der das Oberkommando über die k. k. Truppen im Feldzuge Oesterreichs gegen die mit Frankreich verbündeten Piemontesen führte. Caemmerer kleidete seinen Vorwurf in folgende Worte:[1]) „Es war eine kühne Politik gewesen, mit der die österreichische Regierung dem italienischen Nachbar, dem Klienten Frankreichs, den Fehdehandschuh hinwarf. Wurden hier rasche Erfolge erzielt, so war es durchaus nicht undenkbar, daß sich auch in Deutschland die Dinge nach den Wünschen und Hoffnungen der Hofburg entwickelten, denn kriegerische Erfolge reden eine merkwürdig überzeugende Sprache. Unter allen Umständen konnte aber mit der zielbewußten und kräftigen Anstrengung weniger Tage die Lage in Italien so gestaltet werden, daß für den bevor-

[1]) Caemmerer. Magenta S. 38.

stehenden Kampf alle Vorteile auf österreichischer Seite lagen. Da wir Militärs in der Regel sehr rasch mit der Anklage bereit sind, wenn irgendwo Federfuchser das verderben, was mit dem Degen errungen worden ist, so ziemt es sich, hier ganz ausdrücklich festzustellen, daß in diesem Falle die Führung des Degens völlig versagt und die berechtigten Forderungen der Politik unerfüllt gelassen hat."

Ehre dem Offizier, der sich ein solches Geständnis abringen läßt! Im Munde eines Generals sind solche Worte eine Seltenheit. So rühmenswert aber dieses Geständnis für den General von Caemmerer ist, es entbehrt gerade in diesem Falle der sachlichen Grundlagen. „Es ist freilich so unendlich viel schwieriger zu handeln, als hinterdrein zu urteilen, daß dem, welcher berufen war, im Drange der Begebenheiten selbst Entschlüsse zu fassen und sie auszuführen, die nachträgliche Würdigung des Geschehenen nur zu leicht als anmaßend erscheint." Mit diesen Worten geißelt der im Handeln gewiß nicht minder als im Würdigen hervorragende Schlachtendenker Moltke im Vorworte seiner eigenen Darstellung des uns hier beschäftigenden Feldzuges superkluge Kritik. Es ist immer leicht für die Kritik, Vorwürfe nach geschehener Tat zu erheben; der Militärschriftsteller darf das allenfalls tun, weil er mit seinen Darlegungen ein Exempel dafür aufstellen will, wie man es machen soll oder auch nicht. Der historische Kritiker aber hat nicht Vorwürfe zu machen und zu sagen, wie man es hätte tun sollen oder gar müssen, sondern nur zu entwickeln, wie es geschehen ist, welche Gründe für das Handeln der Personen maßgebend gewesen sind, warum sie dieses getan und jenes unterlassen haben. Der historische Kritiker ist kein Richter, sondern Erklärer, der auf Grund phychologischer und sachlicher Tatsachen uns das Leben der einzelnen wie der Völker begreiflich macht, der uns eine Erklärung dafür abgibt, daß es so geworden ist, wie es geworden ist, und nicht anders. Die historische Wissenschaft verfährt nicht normativ, sondern deskriptiv.

War es wirklich eine „kühne Politik", deren Fortsetzung der Feldzug im Jahre 1859 gewesen ist? Hatten die österreichischen Staatsmänner des Konkordats ein Recht zu meinen, daß sie mit diesem Kriege nicht bloß den endgültigen Sieg in Italien, sondern zugleich auch die Erledigung der deutschen Frage herbeiführen könnten? Konnte wirklich „mit der zielbewußten und kräftigen Anstrengung weniger Tage die Lage in Italien so gestaltet werden, daß für den bevorstehenden Kampf alle Vorteile auf österreichischer Seite lagen?"

Die Beantwortung dieser drei Fragen soll uns den Nachweis erbringen, daß die Caemmerer'schen Vorwürfe gegen Gyulai unberechtigt und voreilig erhoben worden sind.

Zunächst die zweite dieser Fragen, die rein politische, ob Oesterreich im Jahre 1859 wirklich in der Lage war, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Gesetzt den Fall, Oesterreich hätte gesiegt, es hätte nicht nur die Piemontesen aus dem Felde geschlagen, sondern auch den Franzosen empfindliche Niederlagen beigebracht, dann freilich wäre Oesterreichs Stellung in der Welt so mächtig gewesen, wie wohl nie zuvor. Mit dem Kriegsruhm der Franzosen wäre es dann dahin gewesen, die Engländer und Russen hätten wieder Achtung vor dem Kaiserreiche an der Donau bekommen, die verderblichen Folgen des Krimkrieges wären wett gemacht worden. Dann hätte Oesterreich in Italien wie auch in Deutschland schalten und walten können, wie es wollte, die Regelung der italienischen und deutschen Verhältnisse wäre eine innerösterreichische Frage geworden.

Aber die Oesterreicher trauten sich auch selbst nicht zu, diese ungeheuren Leistungen allein zu vollbringen, sondern sie rechneten dabei auf die Mitwirkung Deutschlands, vor allem Preußens. Der Po, so lautete das Losungswort der Wiener Politik, müsse am Rhein verteidigt werden. Waren die Oesterreicher dazu berechtigt? Durften sie sich diesen weitgehenden und große Räume umfassenden Plänen hingeben?

Preußen hatte zwar im Jahre 1850 den beschämenden Gang nach Olmütz machen müssen. Es hatte seit neun Jahren davon Abstand genommen, die deutsche Frage im preußischen Sinne zu lösen. Seit dem Scheitern der Unionspläne Friedrich Wilhelms IV. spielte Preußen im Konzert der europäischen Mächte eine untergeordnete Rolle, zu dem Pariser Kongreß am Schlusse des Krieges der Westmächte gegen Rußland war es erst nachträglich zugezogen worden. Preußen war vorher ein ganzes Menschenalter hindurch im Schlepptau Metternichs einhergegangen und schien nach der kurzen Unterbrechung von 1848—50 in eben demselben Fahrwasser weiter steuern zu wollen. Aber waren diese Preußen denn nicht auch die Sieger von Roßbach und Leuthen, von Dennewitz, Wahlstatt, Leipzig und Waterloo? Eine Armee, mit der der große Friedrich zu wiederholten Malen die Oesterreicher geschlagen hatte, die im Siebenjährigen Kriege gegen eine überwältigende Uebermacht sich behauptet hatte, der der Hauptanteil des Sieges über den

großen Korsen unbestritten war, ein Heer mit solch' einer heroischen Vergangenheit sollte sich unter den Oberbefehl des österreichischen Kaisers stellen! Truppen, die stolz darauf waren, von einem Friedrich oder Blücher zum Siege geführt worden zu sein, sollten nun dem Kommando eines fremden Potentaten unterstellt werden, der noch dazu als der alte mißgünstige Rival ihres Königs im Volke lebendig war?

Nimmermehr. Es war eine völlige Verkennung der Dinge, wenn man glaubte, daß der neue Prinzregent von Preußen, der als Offizier groß gewachsen und unter den Waffen ergraut war, seine ganze Vergangenheit mit einem Male vergessen könnte und die romantische Politik seines schwärmerischen Bruders fortsetzen würde. Derselbe Irrtum, aus dem schließlich für Oesterreich die Niederlage von Königgrätz hervorgegangen ist, hat auch im Jahre 1859 die leitenden Politiker der Donaumonarchie zu dem Wahne verleitet, mit Hilfe Preußens Frankreich und Italien besiegen zu wollen. Die Oesterreicher hätten noch so viele Erfolge in Italien erringen können, die Ueberzeugung hätten sie den Preußen nimmermehr beizubringen vermocht, daß für sie nunmehr die Stunde geschlagen habe, freiwillig auf das Kommando des österreichischen Kaisers zu hören.

Kurzsichtig war die Politik, die da wähnte, daß preußische Soldaten für österreichische Interessen bluten würden, und furchtbar waren die Folgen dieses verhängnisvollen Irrtums. Man mußte, als die Preußen nun in Wirklichkeit zum geplanten Feldzuge am Rhein sich nicht einstellten, auf die Bedrohung Frankreichs von dieser Seite her ganz verzichten, was wiederum zur Folge hatte, daß Napoleon den größten Teil seiner Wehrmacht nach Italien werfen konnte. Man mußte allein gegen Frankreich und Piemont kämpfen, die eben aus dem Krimkriege siegreich und mit Lorbeeren reichlich bekränzt heimgekehrt waren und seitdem als die Sieger an der Alma und bei Inkermann mit einem starken Selbstbewußtsein und übergroßem Vertrauen auf die eigene Heeresleitung sich durchdrungen hatten. Dabei mußte man in Wien noch auf die bedrohliche Haltung des seit dem Krimkriege auf Oesterreich stark erzürnten Rußland Rücksicht nehmen[1]), „daß es sehr gewagt schien, die östlichen Kronländer noch weiter von Truppen zu entblößen." Während des Anfanges der Operationen in Italien wurde ein großer Teil der Truppen für den zu unternehmenden Feldzug am Rhein reserviert, die

[1]) Preuß. Generalstabswerk 10.

dann natürlich in der Poebene fehlten, welche vorerst einmal der einzige Kriegsschauplatz war und — wie sich später herausstellte — auch der einzige und darum den ganzen Krieg durchaus entscheidende bleiben sollte; man wollte eben[1]) „wie in Deutschland, so in Mittel-Italien einen politischen Einfluß behaupten, der dann nur auf Kosten der militärischen Ueberlegenheit am entscheidenden Punkte erreicht wurde." Weil man sich ein falsches politisches Ziel gesetzt hatte, deswegen war man auch in Bezug auf die militärische Situation dem Gegner gegenüber von vornherein im Nachteil.

Oesterreich konnte auf die Unterstützung Preußens nur rechnen, wenn es auf seine Vormachtstellung in Deutschland verzichtete. Das hat man in Wien damals nicht eingesehen, weil man die Persönlichkeit des Prinzregenten Wilhelm ganz falsch beurteilte und den stolzen Ehrbegriff der preußischen Armee nicht als einen integrierenden Faktor in Rechnung stellte. Der Regent war fest entschlossen, die Selbständigkeit der preußischen Politik besser zu wahren, als es sein Bruder getan hatte. Es verletzte des Prinzen preußisches Machtbewußtsein, daß Oesterreich ihn durch eine Abstimmung am Bunde zu Frankfurt zum Kriege drängen wollte. Sich durch die Bundesmehrheit seine Politik vorschreiben zu lassen, hätte er als Abdankung der Monarchie Friedrichs des Großen betrachtet.[2]) Man glaubte des Prinzen Wilhelm so sicher zu sein, daß man jede Rücksichtnahme auf ihn außer acht zu lassen sich für berechtigt hielt. Es ist wohl kaum richtig, wenn das preußische Generalstabswerk bei der Schilderung der politischen Verhältnisse, die zum Kriege geführt haben, sagt:[3]) „alle diese Verhältnisse wird man in Wien vollständig übersehen haben" und dann fortfährt: „dennoch wollte man keinen Vermittler, keinen gleichberechtigten Bundesgenossen, wenigstens wollte man Deutschland nicht unter Preußens Führung zum Bundesgenossen." Hier ist Richtiges mit Falschem gemischt. Richtig ist, daß man Preußen nicht eine gleichberechtigte Stellung einzuräumen gedachte, aber man hoffte doch auf seine Bundesgenossenschaft. Zu dieser törichten Hoffnung wurde man nur verleitet, weil man den Prinzen Wilhelm vollkommen verkannte, der ein ganz starkes Gefühl hatte für die Ehre eines preußischen Offiziers und den noch Bismark später an seinem Portepee faßte, wenn es ihm darauf ankam, etwas

[1]) Prß. Gstwk. 9.
[2]) Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft in Preußen, I. Bd. S. 13.
[3]) Prß. Gstwk. S. 10.

Wichtiges bei seinem hohen Herrn durchzusetzen. Man hat aus mangelnder Personen- und Sachkenntnis die Verhältnisse in Wien mit nichten „vollständig übersehen" und recht gewürdigt. Die österreichischen Politiker lebten in der falschen Vorstellung, daß die durch die Kriege des alten Europa gegen Napoleon geschaffene und die hl. Allianz sanktionierte politische Konstellation sich nicht geändert habe.

Die Hoffnung des Kaisers Franz Josef, daß der Feldzug nicht sowohl in Italien als vielmehr am Rheine unter wesentlicher Mitwirkung Preußens, entschieden werden würde, hat sich nicht verwirklicht. So kam es, daß die österreichische Heeresleitung nicht alle irgendwie verfügbaren Truppen in Italien zur Herbeiführung des militärischen Sieges einsetzen konnte.

Die österreichische Politik entbehrte aber nicht bloß des erforderlichen Scharfblickes, sondern sie zeigte sich auch saumselig in der Einleitung des ganzen Feldzuges. Wir wenden uns nun der Beantwortung der Frage zu, ob Oesterreichs Politiker trotz ihrer Kurzsichtigkeit wohl Schneid genug besessen haben, den von ihnen unter einer ungünstigen Stellung des politischen Sternenhimmels unternommenen Krieg wenigstens energisch in die Wege zu leiten.

Bei der Eröffnung des Feldzuges lagen die Dinge in Italien so, daß der General Graf Gyulai hier vor die Aufgabe gestellt wurde, die militärischen Operationen unter durch die Schuld der österreichischen Diplomaten sehr ungünstigen Verhältnissen zu beginnen. Der Militär hatte mancherlei gutzumachen, was die Federfuchser verdorben hatten, und nicht umgekehrt. Man kann den von Caemmerer gegen Gyulai erhobenen Vorwurf geradezu in sein Gegenteil umkehren.

Selten in der Weltgeschichte hat man das Aufziehen eines kriegerischen Unwetters von so weit her beobachten können wie damals. Jedem Einsichtigen war es vollkommen klar, daß der Krieg für Oesterreich unvermeidlich war. Man wußte in aller Welt, daß der Kaiser Napoleon den Krieg mit Oesterreich wolle; er hatte mit genügender Deutlichkeit seine Absichten bereits am Neujahrstage desselben Jahres verraten, indem er beim Empfange des diplomatischen Korps dem österreichischen Botschafter in Paris, Herrn von Hübner, sagte: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind, als sie waren; aber ich bitte, dem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für ihn sich nicht geändert haben." Die Franzosen rüsteten seit dieser Zeit ununterbrochen; ihre Vorbereitungen auf den

Krieg konnten und blieben in der Tat der österreichischen Regierung nicht verborgen. Die Piemontesen setzten schon im März ihr ganzes Heer auf Kriegsfuß. Italienische Freischaren unter Garribaldi rotteten sich zusammen und begannen sich allmählich zu sammeln, eine allgemeine Volkserhebung bereitete sich drohend in Italien vor. Die Oesterreicher mußten sich mit den vereinigten Franzosen und Sarden schlagen, weil Napoleon gemäß dem von ihm vertretenen Nationalitätsprinzip sich das Programm gestellt hatte: Italien frei bis zur Adria!

Durch die Schuld der österreichischen Politiker aber ging die kostbarste Zeit verloren.

Am 23. April, 5½ Uhr abends, überreichte der österreichische Geschäftsträger bei der Regierung des Königs von Sardinien dem Grafen Cavour ein Schriftstück, das die Form eines Ultimatums hatte. Dieses amtliche Dokument war schon am 19. April von Wien abgesandt worden, dann aber wurde es vorübergehend zwei Tage in Mailand festgehalten; nur die leise Hoffnung, daß ein von dem mit dem aufstrebenden Italien sympathisierenden England unternommener Vermittlungsversuch doch noch Erfolg haben könne, hat die kaiserlich-königliche Regierung veranlaßt, mit dem Beginn der Feindseligkeiten noch einige Tage zu warten. Man wollte eine energische Politik zur Schau tragen, indem man trotz der vom Gegner ausgegangenen politischen Agression die Kriegserklärung nicht den Piemontesen überließ, sondern die Eröffnung der Feindseligkeiten selber in die Hand nahm. Man hoffte dadurch einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen, brachte sich aber selber allsogleich um zwei wertvolle Tage. Da man nun einmal schlagen mußte, so wollte man es unter möglichst günstigen Verhältnissen für sich selber und möglichst ungünstigen Umständen für die Feinde tun; aber der Wille war schlecht beraten und wurde schlecht geleitet.

Seit Wochen hatte man in Wien die feste Absicht, es auf Biegen oder Brechen ankommen zu lassen. Schon zu Anfang des Jahres hatte man die lombardischen[1]) Garnisonen verstärkt; dann waren die Urlauber von einzelnen Regimentern einberufen worden; am 1. März wurde die Mobilmachung aller Truppen in der Lombardei verfügt. Die Küsten wurden befestigt, der untere Po verschanzt, die Festungen mit Proviant versehen und Magazine angelegt. Man war gerüstet. Wenn dem so ist, warum wartete man unter solchen Umständen, wo

[1]) Prß. Gstwk. 1.

es nur eine Forderung völliger Unterwerfung oder den Krieg gab, mit dem Abbruch der Beziehungen zu Piemont vom Neujahrstage bis zum 23. April? Man hatte alle Ursache, rasch und energisch vorzugehen; denn[1]) „dieser gerüstete Zustand erforderte natürlich so ungeheure Ausgaben, daß trotz einer Anleihe von 150 Millionen die ohnehin zerrütteten Finanzen des Staates ihn auf die Dauer nicht ertragen konnten, und man schon aus dieser Rücksicht auf eine baldige Entscheidung hingedrängt wurde." Sieht dieses lange Zögern nach Kühnheit aus? Weiter: warum ließ man sich durch einen vollständig überflüssigen und unnützen Vermittlungsversuch, dessen Ergebnislosigkeit bei der den italienischen Aspirationen freundlich zugeneigten Haltung der Engländer von vornherein offensichtlich war, noch um einige weitere Tage hinhalten? Die Folge dieser Unentschlossenheit war, daß die sichere Nachricht von dem abgangenen Ultimatum zwei[2]) volle Tage vor der Ueberreichung in Turin über London und Paris eingetroffen ist. So wenig energisch ist die scheinbar so entschlossene österreichische Regierung in Wirklichkeit gewesen.

Aber damit nicht genug! Noch in letzter Stunde beging man eine neue politische Sünde. Das Ultimatum war so abgefaßt, daß für die Piemontesen kein Zurück mehr denkbar war. Man gab also dem Feinde den festen Willen zum Losschlagen ganz offen kund und beging doch zugleich die Torheit, für die Beantwortung des Ultimatums eine mehrtägige Frist zu stellen. Wenn man energisch gegen die Sarden und Franzosen vorgehen wollte, dann hätte man die Feinde einfach mit der Tatsache des Kriegszustandes bekannt machen oder sie wenigstens vor eine sofortige Entscheidung stellen oder binnen wenigen Stunden eine unzweideutige Antwort verlangen müssen. Statt dessen eine dreitägige Frist! Noch einmal also gingen durch die Schuld der Politiker und Diplomaten drei bedeutungsvolle Tage[3]) dem Grafen Gyulai verloren. Schon am[4]) 24. April hatte Viktor Emanuel durch

[1]) Prß. Gstwk. 1.

[2]) Anmerkung. Bapst erwähnt in seinem Canrobert (III. Bd. S. 188), Napoleon hätte sogar schon am Abend des 20. April positiv (d'une façon positive) die Abschickung des Ultimatums erfahren; diese Kunde scheint er aber nicht vom englischen Gesandten erhalten zu haben; denn vom 21. April berichtet Bapst: „a huit heures il (sc. l'empereur) reçoit la confirmation de l'agression de l'Autriche."

[3]) Anmerkung: Wie nötig man in Paris diese Tage brauchte, beweist folgendes vom Prinzen Napoleon an Cavour am 21. April gesandte Telegramm: „L'empereur vous prie d'attendre le dernier délai pour répondre à l'ultimatum afin qu'il ait le temps de vous secourir." Bapst, Canrobert. Bd. III, S. 188.

[4]) Prß. Gstwk. 3.

eine Proklamation sein Heer zu den Waffen gerufen und mitgeteilt, daß er selbst das Kommando übernehmen werde; er versicherte auch, daß binnen wenigen Tagen eine französische Armee „potenti falangi francesi“ unter des Kaisers persönlicher Führung zu Hilfe eilen werde. Aber erst am 26. April abends, oder, da man die Nachricht von der sardischen Antwort erst abwarten mußte, eigentlich erst am 27. April war der Zeitpunkt gegeben, wo der Feldzeugmeister die militärischen Operationen beginnen konnte.

Die saumselige Politik der Hofburg zögerte nicht nur Monate lang, bis sie das Ultimatum stellte, sondern brachte auch, als dieses schon abgegangen war, ihren eigenen General um den so kostbaren Vorsprung von acht Tagen (19.—27. April). Wenn man entschlossen war, das Schwert zu ziehen, dann hätte man die Entscheidung auch dem Schwerte überlassen müssen; denn es kam vor allem auf ein[1]) „rücksichtslos schnelles Handeln“ an.

Eine Politik wie die österreichische vor dem lombardischen Kriege ist alles andere eher als kühn; im Gegenteil, übermäßige Vorsicht lenkte die österreichischen Absichten. Und doch hatte man die feste Gewißheit, daß man schlagen müsse, wußte man doch, daß Napoleon den Krieg zur Aufrechterhaltung seiner Stellung wünschte. Es soll hier aufs entschiedenste hervorgehoben werden, daß die österreichischen Politiker bei der Eröffnung des italienischen Feldzuges einen erstaunlichen Mangel an Kühnheit und Entschlossenheit gezeigt haben. Wären sie mutiger gewesen, so hätte man den Krieg — und gewiß zum eigenen Vorteile — lange Zeit vorher beginnen und die Franko-Sarden mit einem Präventivkrieg überrumpeln können. Die Militärs haben sich schon lange Zeit vor der Mobilmachung mit der Frage der Kriegseröffnung beschäftigt; hat doch Graf Gyulai schon am 14. Februar einen sehr ausführlichen Bericht über die ins Auge zu fassenden Offensiv-Operationen und die allgemeinen Aufgaben der österreichischen Armee an die Militärzentralkanzlei in Wien gesandt.

Der Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen beurteilt die politisch-strategischen Kriegsvorbereitungen Oesterreichs[2]) folgendermaßen: „So schwankte Oesterreichs Politik vom Anfang Januar bis Ende April zwischen Maßregeln, die auf Krieg deuteten und solchen, die auf Frieden rechneten, hin und her. Ebenso wurden die ersten strategischen Maß-

[1]) Bodenhausen, Lebenserinnerungen Della Roccas, S. 120.

[2]) Prinz Hohenlohe-Ingelfingen, Strategische Briefe I, S. 97.

regeln, die Rüstungen, nur tropfenweise angeordnet, und der unglückliche Stratege, dem die Ausführung in Italien anfangs übertragen ward, blieb in Ungewißheit, was eigentlich seine Aufgabe sei. Bald rechnete man österreichischerseits auf eine aktive und offensive Teilnahme des Restes von Deutschland und hätte dann mit den Offensiv-Operationen warten müssen, bis die Alliierten kriegsbereit waren; dann wollte man nämlich die Hauptentscheidung durch eine Offensive vom Rhein her herbeiführen. Wenn aber der franko-sardische Gegner früher angegriffen hätte, als dieser Zeitpunkt eintrat, hätte man sich in diesem Falle in Italien defensiv verhalten müssen. Bald glaubte man, so lange nicht warten zu dürfen, um sich in Italien der Vorteile der Aktivität und der Vorhand nicht zu begeben. So blieb der Graf Gyulai in Unsicherheit, worauf er den Schwerpunkt zu legen habe, auf die Defensive oder die Offensive; von Natur und infolge der Erfahrungen von 1848 hatte er eine große Neigung, die Defensivkraft des historischen Festungsvierecks auszunutzen." Die Einsicht in diese Verhältnisse ist eine so tiefe, daß man erstaunt ist, den Prinzen nachher in dieselbe Kerbe einschlagen zu sehen wie alle andern Beurteiler der Gyulaischen Verhaltungsweise.

II.

Die Operationsmöglichkeiten der Oesterreicher.

Einen doppelten Fehler hatte die österreichische Politik begangen, als der Krieg anfing; sie hatte keine sicheren Allianzen geschlossen und den Krieg nach einem sehr bedauerlichen Zeitverlust von acht Tagen begonnen.

Unberechtigt erscheint uns das Lob, das Caemmerer der österreichischen Politik zollt. Sollte er im Rechte sein, wenn er glaubte, daß sich wesentliche und rasche militärische Vorteile am Anfang des Krieges erreichen ließen?

Als Cavour die klare und bündige Antwort gegeben hatte, daß er den Krieg nicht scheue, erhielt der österreichische Oberbefehlshaber die Weisung, er solle sofort in das feindliche Gebiet einfallen. Aber Graf Gyulai rückte erst am 29./30. April in Piemont ein; er mißachtete den ganz ausdrücklichen und nicht mißzuverstehenden Befehl

seiner Regierung und ließ nun auch seinerseits zwei kostbare Tage verstreichen, die er mit Nichtstun hinbrachte. Er fügte, wie es scheint, zum politischen Fehler noch den militärischen. Der Krieg war erklärt, die Soldaten warteten gespannt auf den Befehl ihres Oberkommandierenden; der aber ließ auf sich warten; er gab die nötigen Weisungen erst nach zwei vollen Tagen. Er mußte doch, so sollte man annehmen, vor allem bestrebt sein, die allerdings nicht durch seine Schuld verloren gegangene Spanne Zeit, so weit es irgend möglich war, wieder einzuholen. Seine Handlungsweise erscheint vollkommen unbegreiflich. Kann es denn überhaupt irgend welche vernünftigen Gründe geben, die den General bewogen haben mögen, die durch die Schuld der Politiker bereits eingetretene Verzögerung dadurch noch schlimmer zu machen, daß er selbst noch zwei Tage untätig blieb? Durfte der General angesichts der politischen und militärischen Lage so handeln? Soll man ihm da nicht die ernsthaftesten Vorwürfe machen, wie der General von Caemmerer es tut? Soll man den Grafen nicht des Mangels an Mut und Entschlossenheit anklagen? Oder hatte er etwa doch irgend welchen Grund, die Operationen hinzuziehen?

Man könnte zunächst meinen, diese Verzögerung finde ihre Erklärung vielleicht in der Beschaffenheit der österreichischen Armee. Sie war aus verschiedenen Nationalitäten bunt zusammengewürfelt, oft konnten die Offiziere zu den Mannschaften nicht in ihrer Muttersprache reden, ein großer Teil der Soldaten waren auch eben erst eingestellte und ganz mangelhaft ausgebildete Rekruten. Auf gewisse Elemente des Heeres war gewiß kein allzu großer Verlaß. Jedoch unter dem die Stimmung des Heeres bestimmenden Teile, dem Offizierkorps, war noch der Geist des Prinzen Eugen lebendig. Und jeder Krieg selber entwickelt immer militärische Berufsfreudigkeit. Im Kampfe selbst bildet sich der Korpsgeist, der den wahren Soldaten macht. Der Uebergang in die Kriegsformation vollzog sich damals sehr schwerfällig;[1]) aber er war in der Hauptsache[2]) bereits vollzogen, als

[1]) Anmerkung: Caemmerer sagt hierüber a. a. O. 2: „Das Regiment bestand aus 3 Feld- und 1 Depot- bezw. Besatzungs-Bataillon, jedes zu 6 Kompagnien, das vierte Bataillon von geringerer Etatsstärke und im heimatlichen Ergänzungsbezirk oder in dessen Nähe stehend. Für den Krieg bildete sich aus den rechten Flügelkompagnien aller vier Bataillone, den Grenadier-Kompagnien in jedem Regiment, ein Grenadier-Bataillon, die ausscheidende Kompagnie wurde aber in ihrem früheren Bataillon durch eine Neuformation ersetzt."

[2]) Anmerkung: Auch hierüber vgl. Caemmerer a. a. O. 2: „Nach einem Bericht Gyulais vom Anfang April war der volle Abschluß der Neuformation und damit der Mobilmachung auch nicht vor Mitte Mai zu erwarten." Anfang Mai fehlten in jedem Bataillon mehr als 200 Mann.

Cavours Antwort eintraf. Es fehlte an einzelnen Kleinigkeiten, aber im ganzen war der Zustand der Armee befriedigend. Gyulai hatte sofort etwa 110.000 Mann[1]) zur Verfügung, die in $5^1/_2$ [2]) Armeekorps gegliedert waren. Die Sarden besaßen nach Gyulais eigener Schätzung etwa 55.000 Mann.[3]) Gyulai hatte also gegenüber dem einzigen[4]) für den Augenblick in Betracht kommenden Feind doppelte Ueberlegenheit. Weder der Zustand noch die Zahl der Truppen kann die abwartende Haltung Gyulais erklären.

Es müssen doch wohl andere zwingende Umstände vorhanden gewesen sein, die das zögernde Verhalten des Oberfeldherrn rechtfertigen können. Es wird kaum erlaubt sein, von vornherein anzunehmen, daß er die größten Vorteile freiwillig aus der Hand gegeben hat. Untersuchen wir zu diesem Behufe, welche Aufgaben der Führer der Truppen in Italien sich stellen konnte und was für ihn erreichbar war!

A. Vorgehen auf Turin.

Das preußische Generalstabswerk sagt hierüber: „Die österreichische Offensive konnte offenbar nur ein Objekt haben, die sardinische Hauptarmee, kein anderes." Caemmerer[5]) schließt sich diesem Urteil an. Prüfen wir, ob es berechtigt ist!

---

[1]) Anmerkung: Nach Caemmerer a. a. O. 3 stellte die oberste Heeresleitung ihrem Feldherrn sofort über 100 000 Mann Infanterie,
6 000 „ Reiter und
348 Geschütze zur Verwendung bereit, also in
Sa.: etwa 110 000 Mann. Moltke nimmt bei seinen Erwägungen die Zahl der österreichischen Truppen mit 100 000 Mann an (88 000 Infanterie, 5000 Kavallerie, 6000 Artillerie u. Extra-Korps, also 99 000 Kombattanten).

[2]) Anmerkung: Gyulai hatte nach der ordre de bataille der k. k. zweiten Armee: Das II., III., V., VII., VIII. Infanterie-Armeekorps, ferner 1 Reserve-Kavallerie-Division, 1 Reserve-Infanterie-Division, die Armeegeschützreserve, Pioniere und Genietruppen. Die zweite Armee bestand ursprünglich nur aus 3 Korps, dem VIII., VII. und V. Im Januar trat das III. Korps hinzu, im April wurde auch noch das II. Korps herangezogen.

[3]) Anmerkung: cfr. Moltke im Prß. Gstwk. 11: „Die Sardinier selbst berechnen ihre wirkliche Stärke, mit der sie ins Feld rückten, wahrscheinlich nach Abzug aller Detaschierungen zu
Infanterie 55 648 Mann,
Kavallerie 3 984 „
Artillerie und Extra-Waffen 2 700 „
in Summa 62 332 Kombattanten mit 90 Geschützen.

[4]) Anmerkung: Die Franzosen waren vor 14 Tagen, vom Tage der Kriegserklärung (26. IV.) ab gerechnet, nicht zu erwarten. Die Mobilmachung in Frankreich zeigt nach einer sehr anschaulichen Schilderung von Trochu aus dem Jahre 1867 (abgedruckt bei Caemmerer a. a. O. 41, 42) dieselben Fehler wie 1870.

[5]) Caemmerer a. a. O. S. 5.

Moltke ebenso wie Caemmerer unterscheiden zwei mögliche Arten und Weisen, wie man den Angriff gegen die Sarden beginnen konnte. „Hierbei war sogleich die erste Frage, ob man auf dem linken oder rechten Ufer des Flußlaufes Valenza-Pavia operieren sollte.“[1]) Der Weg auf dem linken Pouser führte direkt nach der feindlichen Hauptstadt Turin. Die Oesterreicher standen am Tage der Kriegserklärung in einer[2]) „für die Verteidigung des Landes durchaus zweckmäßigen Aufstellung“ bei Pavia „gleich weit entfernt von Mailand wie von Piacenza,“ am Flußlauf des Tessin, der damals die Grenze zwischen der österreichischen Lombardei und Piemont bildete. Der südliche Weg dagegen mußte sein vorläufiges Ziel in der Gegend von der Festung Alessandria haben, wo die Sarden zwischen dieser Feste und dem etwa 30 km entfernten Casale sich stark verschanzt hatten.

Von Pavia oder Vigevano nach Turin sind ungefähr 15 deutsche Meilen zurückzulegen. Man hätte dazu fünf Tagemärsche gebraucht. In wenigen Tagen, noch ehe die französische Hilfe wirksam werden konnte, hätte Gyulai im Besitz der feindlichen Hauptstadt sein können.

„Solange man es allein mit den Piemontesen zu tun hatte, war das österreichische Heer stark genug, vor Casale eine Abteilung von 40.000 Mann stehen zu lassen, welche eine feindliche Offensive in der Flanke dieses Marsches verhinderte. Zwar waren die Linien der Dora Baltea und die der Stura verschanzt, beide Flüsse aber zu durchwaten, die Ufer bewaldet, die Verteidigung ungünstig, auch zur Behauptung so ausgedehnter Linien keine Truppen vorhanden.

Wenn man nun zwar darauf rechnen mußte, in den ersten Tagen des Mai in Turin schon auf Franzosen zu stoßen, so ist kaum zu bezweifeln, daß die Oesterreicher mit 60.000 Mann noch stark genug anlangten, um sich dieses Punktes zu bemächtigen, auch war die Besorgnis in Turin ungemein groß, denn selbst die Offensive von Casale aus war vorerst nur eine Drohung. Der Brückenkopf dort sollte erst durch General Frossard vollendet werden. Alles, was für diesen Zweck Marschall Canrobert augenblicklich zu bewilligen vermochte, war 1 Bataillon und 1 Kompagnie“, die er erst später beträchtlich zu verstärken versprach.

Mit diesen Worten hat Moltke die Chancen geschildert, die Gyulai hatte, wenn er auf dem linken Ufer des Po direkt von Vigevano und

[1]) Prß. Gstwk. S. 17.
[2]) Prß. Gstwk. S. 16.

Pavia nach Turin marschierte. Man mag die Eroberung der Hauptstadt des Feindes so hoch oder so niedrig anschlagen, wie man will; daß damit ein großer moralischer Erfolg errungen ist, wird niemand mit Fug in Frage stellen können. Der moralische Eindruck ist aber gerade am Anfang eines Krieges besonders wirkungsvoll. Deshalb haben auch manche großen Generäle großen Wert auf die Eroberung der feindlichen Hauptstadt gelegt. Alle Welt weiß, wie eindrucksvoll die Eroberung Berlins im Jahre 1806 gewesen ist, wie sie die Besiegten um ihre Besinnung gebracht und andererseits den Stolz des Siegers mächtig gesteigert hat. Zweimal ist der erste französische Imperator in Wien eingezogen; und im Jahre 1797 schloß er den Frieden zu Leoben-Campoformio nur deswegen, weil seine Kräfte nicht ausreichten, bis in die österreichische Hauptstadt vorzudringen. Den Feldzug gegen die Russen richtete Napoleon direkt auf Moskau. Im folgenden Jahre machte er zweimal mit den allergrößten Anstrengungen den Versuch, die preußische Hauptstadt zu erobern. Nach den Schlachten von Metz und Sedan marschierten die Deutschen direkt auf Paris los. Feldherrn wie Napoleon und Moltke wußten wohl, warum sie der Eroberung der feindlichen Hauptstadt eine so hohe Bedeutung beilegten.

Und doch wäre in diesem Falle eine derartige Operation ein militärischer Fehler gewesen. Wenn man auch, wie man mit Sicherheit annehmen kann, Turin erobert hätte, so hätte man es doch nicht halten können, weil die in Genua allmählich ankommenden Franzosen bald nach ihrer Landung im Rücken der Oesterreicher erscheinen und sie zum schleunigen Rückzug zwingen konnten. Der Hauptfeind der Oesterreicher in diesem Kriege waren von Anfang an die Franzosen; selbst wenn sie noch gar nicht auf der Bildfläche erschienen, so ging von ihnen doch schon eine starke Wirkung aus. Schon die bloße Möglichkeit ihres Eingreifens mußte von Gyulai in Rechnung gestellt werden, wenn er sich die Chancen, die mit einem Vorgehen auf Turin verbunden waren, zur Klarheit bringen wollte. Gyulai konnte sich hier nicht Napoleon zum Vorbild nehmen. Die historischen Vorbilder großer Generale sind keine für alle Fälle brauchbaren Rezepte, sondern jede militärische Aufgabe hat ihren besonderen Sinn.

B. Eine Schlacht mit den Piemontesen.

Die Verfehltheit eines Angriffes der österreichischen Truppen auf Turin ist so evident und so leicht einzusehen, daß man diesen Plan,

sofern man ihn überhaupt ernsthaft in Erwägung gezogen hat, sofort hat wieder fallen lassen; ein Versuch, den Angriff tatsächlich durchzuführen, ist von Gyulai überhaupt nicht unternommen worden, wir werden ihm darin nur zustimmen können.

Gyulais Plan ist ein ganz anderer gewesen, er wollte nicht die feindliche Hauptstadt erobern, sondern die feindliche Armee vernichtend schlagen; die Hauptstadt mußte ihm ohnehin zufallen, wenn er Herr des feindlichen Heeres geworden wäre.

Auf allerhöchsten Befehl hin hat Gyulai sich schon frühzeitig mit einem Plane für den Fall eines sardinisch-österreichischen Krieges beschäftigt. Schon am 14. Februar entledigte er sich des Befehles seines kaiserlichen Herrn und sandte zwei Denkschriften an die Militär-Zentralkanzlei in Wien. In dem ersten Schriftstück berichtet er über die Maßregeln, die zur Verteidigung der Lombardei bereits getroffen worden sind, und fährt dann fort:[1])

„Ad. XI. Den Weisungen dieses Punktes, welcher besagt, „daß im Falle eines Krieges mit Sardinien die feindlichen Streitkräfte mit aller Energie anzugreifen, zu schlagen und um ihre Vernichtung, noch bevor sie von Frankreich Succurs an Truppen erhalten können oder eine diplomatische Einmischung stattfinden kann, herbeizuführen, auf ihr eigenes Gebiet zu verfolgen," nachzukommen, ist mein ernster Wille.

Die mir zu Gebote stehenden Kräfte denke ich, ferne von jeder Versplitterung, nachdrucksamst zu verwenden; nur muß ich vor allem bitten, daß deren Stärke von Haus aus dem Zwecke entsprechend gemacht werde." Gyulai weist darauf hin, daß „Piemont nach übereinstimmenden Nachrichten binnen vier Wochen mit allen seinen Kriegsrüstungen zu Ende" sein werde, während er selber augenblicklich „an Infanterie vielleicht gerade nur die Hälfte der piemontesischen Streitkräfte bereithabe." Damals war die zweite Armee noch im Friedensstande und bestand aus 4 Armeekorps; insgesamt blieben 25.742[2]) Mann Infanterie disponibel.

Gyulai will also der feindlichen Armee energisch zu Leibe rücken, wenn er genügend Verstärkungen erhält.

Damals war Oberst Baron Kuhn noch nicht beim Heere. Auch

[1]) k. k. Gstwk., Bd. I, S. 70.

[2]) Eine ausführliche Uebersicht über den Stand der Armee bietet das k. k. Gstwk. Bd. I, S. 71/72.

er hat sich schon frühzeitig mit der Frage beschäftigt, wie ein Feldzug gegen die verbündeten Franko-Sarden wohl zu gestalten sei. Wir haben von ihm ein Memoire vom 10. Januar, worin er die Niederwerfung Piemonts und dann die Wahl einer Zentralstellung bei Turin fordert, von wo aus er die über die Alpen kommenden Franzosen zu überfallen gedenkt. Er sagt[1]) „Hauptaufgabe bleibt: Niederwerfung Piemonts, bevor noch die Streitkräfte Frankreichs zur Unterstützung herbeigeeilt, sodann Wahl einer Zentralstellung bei Turin und Bra, um sich mit ganzer Macht auf die über die Alpen debouchierenden Kolonnen der Franzosen werfen zu können. Wenn Gyulai diesen Rat seines späteren Generalstabschefs befolgt hätte, dann hätte er dadurch den Vorteil der inneren Linie[2]) in seine Hand bekommen. Waren die Sarden erst einmal besiegt, so konnte man sich schlagen wie Napoleon I. bei Leipzig. Man konnte die über die Alpen oder den Apennin kommenden Bruchteile der französischen Truppenmacht einzeln angreifen, sodaß man es in der Hand hatte, immer mit numerischer Ueberlegenheit aufzutreten; die gesamte österreichische Macht konnte vereint bleiben, während man von den Franzosen wußte, daß sie mindestens in zwei Kolonnen heranrücken würden. Eine Entfaltung der französischen Streitkräfte in Italien wäre dann unmöglich geworden. Die Unterstützung der Sarden durch die Franzosen wäre vereitelt oder schon im Keime erstickt worden, wenn es gelungen wäre, die Sarden aus dem Felde zu schlagen, bevor die Franzosen anlangen konnten. Es ist unzweifelhaft richtig, wenn das preußische Generalstabswerk in der Konsequenz dieses Gedankens, der auch von Moltke als der allein durchführbare und Erfolg verheißende gepriesen wird, die durch ihre Kürze und Klarheit klassischen Worte[3]) anführt; „Unzweifelhaft war demnach das schnellste Vorrücken

---

[1]) Streffleur's österreichische Militärzeitschrift 1873, XIV. Jahrgang, V. Bd., S. 85.

[2]) Anmerkung: Der Vorteil der inneren Linie besteht darin, daß man vereinigt bleibt und also imstande ist, die einzelnen Teile des Gegners mit großer Ueberlegenheit anzufallen, der die Gefahr der eigenen Trennung auf sich genommen hat. Clausewitz sagt hierüber: „Sich diesem Nachteile auszusetzen, welcher durch nichts aufgehoben werden kann, dazu kann es nur drei Hauptveranlassungen geben:

1. die ursprüngliche Verteilung der Kräfte, die eine solche Wirkungsart notwendig macht, wenn man sich nicht großen Zeitverlusten unterwerfen will;
2. eine große physische und moralische Ueberlegenheit, die zu den entscheidenden Formen berechtigt;
3. der Mangel an Stoßkraft des Gegners, sobald er sich am Ende seiner Bahn befindet."

[3]) Prß. Gstwk. S. 15.

für die österreichische Armee das sicherste, jede Verzögerung mit einer größeren Gefahr verbunden." Dieser für die österreichischen Waffen vorgeschlagene Weg war so verheißungsvoll, daß Caemmerer und Moltke wie auch alle anderen bisherigen Beurteiler des Feldzuges ihn für den einzig gangbaren gehalten haben. In der Tat, wenn man die Sarden in offener Feldschlacht besiegte, dann war damit eigentlich schon der ganze Feldzug in Italien gewonnen.

Der Krieg hätte unter Umständen durch einen einzigen energischen Schlag gegen die Sarden entschieden werden können. Moltke sagt:[1]) „Man durfte hoffen, die Sardinier früher anzugreifen, als die französische Hilfe wirksam wurde." Das Entscheidende hierbei ist die Zeit. Alles hängt davon ab, ob die Vernichtung der Sardinier *vor* der französischen Hilfeleistung möglich war; die unbedingte Voraussetzung für die Brauchbarkeit des ganzen Vorschlages mußte für Gyulai die zweifellose Gewißheit des Sieges über die Sardinier in offener Feldschlacht *vor* dem Eintreffen der Franzosen sein. Mit dieser Voraussetzung steht und fällt der ganze Vorschlag. Wenn diese Voraussetzung nicht stichhaltig ist, dann bricht der Kuhn'sche Vorschlag von selbst zusammen. Eine Prüfung dieser von Kuhn gehegten und auch vorgetragenen Absichten wird sich also die Frage beantworten müssen, ob die Sarden wirklich vor dem Erscheinen ihrer Verbündeten in offener Feldschlacht geschlagen werden konnten oder nicht. Von der Bejahung oder Verneinung dieser Frage mußte Gyulai die Ausführung des Gedankens abhängig machen.

Wir haben bisher gleich Moltke und Caemmerer nur zwei für die Oesterreicher mögliche Handlungsweisen in Erwägung gezogen: entweder Gyulai geht gegen Turin vor, dann muß er bald wieder zurück; oder er besiegt die Sarden in einer Schlacht, dann hat er eigentlich schon den ganzen Krieg gewonnen. Gyulai mußte aber vor dem Antritt seines Vormarsches auf Turin, bezw. Casale-Alessandria noch einen dritten Fall bedenken, nämlich den, daß die Sarden sich zu einer Schlacht überhaupt nicht stellten.

Diese Operationsmöglichkeit ist in dem zweiten vom 14. Februar 1859 datierten Schreiben Gyulais an die Militär-Zentralkanzlei in Wien berücksichtigt.

Während in dem ersten der beiden Aktenstücke von demselben Tage

[1]) Prß. Gstwk. S 4.

nur von einem Kriege zwischen Sardinien und Oesterreich die Rede ist, erwähnt die zweite Denkschrift folgende drei [1]) Fälle:

„a) Eine Intervention in den Herzogtümern und in der Romagna zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung;
b) einen Krieg mit Piemont allein;
c) einen Krieg mit Frankreich und Piemont."

Ad. c heißt es dann:[2])

„Wenn ein Krieg mit Frankreich und Piemont in bestimmter Aussicht stände, so würde es zwar eine dem militärischen Vorteile volle Rechnung tragende Politik fordern, daß wir unter allen Umständen die Rüstungen so betreiben, um den Franzosen zuvorzukommen resp. die Piemontesen zu schlagen, bevor die Franzosen mit entsprechend starken Kräften in Genua gelandet oder über die Alpen gerückt sind, um dann letztere vereinzelt angreifen zu können." Der mit diesen Worten kurz skizzierte Operationsplan kann nur unsere Billigung finden; mit Recht ist hier hervorgehoben, die Politik müsse dafür sorgen, daß die Armee die Sardinier vor ihrer Vereinigung mit den Franzosen schlagen könne. Aus diesen Worten leuchtet die richtige Erkenntnis hervor, daß durch die politische Einleitung des Krieges die militärische Position bedingt sei. Das ganze Kräfteverhältnis, auf das doch alles ankommt, hänge davon ab, ob die Politiker den rechten Augenblick zum Losschlagen ausnützen werden. Aber mit einer gewissen Resignation fährt Gyulai, der die Abneigung des Grafen Buol gegen den Krieg gewiß kannte, fort:[3]) „Es steht jedoch nach der politischen Konstellation nicht zu erwarten, daß wir aus der zuwartenden Stellung, ohne den ersten Stoß empfangen zu haben, in den Angriff übergehen." Wenn man aber die Piemontesen, so lange sie allein sind, nicht angreift, dann kann man sie nicht mehr besiegen. Die Politiker benehmen dem Grafen von vornherein jede Möglichkeit eines energischen militärischen Auftretens, das er sich erwünscht. Schon damals macht Gyulai die militärischen Operationen gegen die Franko-Sarden abhängig von der „politischen Konstellation." Die österreichischen Politiker hätten daraus die Folgerung ziehen müssen, daß es not tue, den Krieg möglichst bald zu beginnen, ehe noch die französischen Rüstungen zu weit gediehen waren. Wie schlecht sie das aber tatsächlich zu Wege gebracht haben, ist bereits

[1]) k. k. Gstwk., Bd. I, S. 74.
[2]) k. k. Gstwk., Bd. I, S. 75.
[3]) k. k. Gstwk., Bd. I, S. 75.

dargetan worden. Caemmerer bemerkt[1]) zu der auch von ihm angezogenen Stelle des genannten Berichtes: „Es ist sehr möglich, daß die hier niedergelegte Auffassung wesentlich dazu beigetragen hat, dort (sc. in Wien) die Lust und Neigung zu kräftigem politischen Vorgehen anzuregen." In Wirklichkeit sind die politischen Schritte der Hofburg alles andere eher als „kräftig" gewesen.

Nun folgen in der erwähnten Denkschrift nähere Ausführungen für die beiden Fälle, daß Frankreich die Herrschaft zur See besitze oder durch die Engländer in Schach gehalten werde. Der letztere interessiert wenig, weil er in Wirklichkeit nicht eingetreten ist. Für den ersten aber heißt[2]) es: „Beherrschen die Franzosen die See, so werden sie Genua zum Ausgangspunkt ihrer Hauptoperationen wählen, von dort ihre Kräfte in die vorliegende Gruppe Alessandria, Casale, Valenza schieben und aus dieser entweder offensiv vorrücken oder in selber unsern Angriff abwarten." Nach einigen Zwischenbemerkungen geht es dann weiter:[2]) „Im ersten der erwähnten Fälle, nämlich wenn Frankreich die See beherrscht und Genua den Ausgangspunkt seiner Bewegungen bildet, dürften unsere Operationen, selbst wenn sie, bedingt durch die Aufstellung des Gegners, über den Ticino begonnen haben, in der Folge zunächst auf dem rechten Po-Ufer und zwar gegen Alessandria zu dirigieren sein. Die Aufstellung unserer Kräfte hätte dann in dem Dreieck zwischen Alessandria, Tortona, Novi zu geschehen, damit wäre die direkte Verbindung des Gegners mit Genua unterbrochen, und er würde, um sie herzustellen, genötigt sein, eine Schlacht zu liefern." Gyulais Vorstellung ist also die, daß die Franzosen mit beträchtlichen Truppenmassen in Genua landen und von dort zur Unterstützung der Sarden in ihre Stellung zwischen Alessandria und Casale einrücken. Um die Verbindung zwischen Alessandria und Genua zu stören, solle man sich in dem Dreiecke zwischen Alessandria, Tortona und Novi aufstellen und dort den Angriff des Gegners erwarten.

Von einem schleunigen Angriffe auf die sardische Stellung Alessandria-Casale ist also nicht mehr die Rede. Diese Operation braucht auch nicht mehr besonders erwähnt zu werden, weil sie ja gänzlich aus der Betrachtung ausscheidet, wenn man, wie Gyulai von der Voraussetzung ausgeht, daß die Federfuchser doch schon das Beste

[1]) k. k. Gstwk. Bd. I, S. 76.
[2]) k. k. Gstwk. Bd. I, S. 77.

verdorben haben, ehe noch der Krieg recht eigentlich begonnen hat. Gyulai setzt voraus, daß der Krieg an einem Zeitpunkt eröffnet wird, wo eine Vernichtung der Sarden vor Ankunft der Franzosen nicht mehr möglich ist, und nur um die vollständige Vereinigung der sardischen und französischen Streitkräfte zu erschweren, will er die obengenannte Aufstellung einnehmen, weil sie ihm besonders günstig erscheint. Gyulai nimmt in seinen Plänen in verständiger Weise auf die Operationen Rücksicht, die man von den Piemontesen erwarten konnte.

Die erste Aufgabe der Piemontesen war ungemein schwierig. Dreierlei mußte man zu erreichen bestrebt sein: erstens die Verteidigung der Stellung, die man an der Sesia und am Po zwischen Casale und Alessandria bezogen hatte und die[1]) „an sich nicht unangreifbar und in ihrer Breite von vier Meilen absolut ungenügend besetzt war," zweitens die Deckung von Turin, nicht sowohl um der Hauptstadt selber willen — denn diese war, wie wir gesehen haben, von den Oesterreichern nicht zu halten —, sondern besonders deswegen, weil die über den Mont Cenis und Mont Genèvre führenden Straßen dort mündeten und die Verbindung mit den über die Alpenpässe kommenden zwei Armeekorps der Franzosen gesichert werden mußte, drittens die Abwehr der Oesterreicher von den Apeninpässen, deren wichtigster La Bocchetta war, weil hier 3½ andere französische Armeekorps, die zu Schiff nach Genua transportiert wurden, heranrücken sollten. Um dieser dreifachen schwierigen Aufgabe zu genügen, mußten sich die an sich schon geringen Streitkräfte Sardiniens noch verzetteln. Sie mußten sich in mächtiger Breite aufstellen, die wegen ihrer großen Ausdehnung von 15 deutschen Meilen eine ungeheure Gefahr in sich barg. Reichte doch die Aufstellung von der Dora Baltea über Vercelli bis nach Novi und den Apenninpässen.

Noch am 1. oder 2. Mai wäre eine den Sarden aufgedrungene Schlacht bei der eben geschilderten Lage der Piemontesen eine vernichtende Niederlage für sie geworden. Nicht mehr als 30.000 Mann[2]) oder höchstens 35.000 Mann hätten an diesen Tagen den Oesterreichern am unteren Tanaro entgegentreten können. Man sah im piemontesischen Hauptquartier die Lage für so gefährlich an, daß in den Vormittagsstunden des 3. Mai Viktor Emanuel auf den Rat seines Generalstabschefs Della Rocca, wie dieser uns in seinen Lebenserinnerungen selbst

[1]) Emil Daniels, Geschichte des Kriegswesens, Bd. VI, S. 27.

[2]) Caemmerer a. a. O. S. 46.

erzählt,[1]) den Befehl gab, die Stellung Casale-Alessandria zu räumen und mit den Hauptkräften auf die Höhenstellung von Novi und Acqui in den nördlichen Appenninen zurückzugehen, um wenigstens den Zugang nach Genua sicher zu halten; man wollte also die für die anderen französischen Korps so wichtige Verbindung mit Turin ganz aufgeben; hat doch der Kriegsminister La Marmora damals das österreichische Operationsheer auf nicht weniger als 180.000 Mann[2]) veranschlagt. Ein Teil der Truppen hatte diesem Befehle zufolge den Rückzug in der Richtung auf Acqui bereits angetreten. Nur dem entschiedenen Widerspruche des Kriegsministers La Marmora und seines alten Waffengefährten aus der Krim, des französischen Marschalls Canrobert, der mit dem Vortrupp seines Korps bereits über die Alpen gekommen und in Alessandria angelangt war, ist es zu verdanken, daß die schon erlassenen Befehle wieder rückgängig gemacht wurden. Canrobert war überzeugt, daß sich der Gegner in der Defensive halten und nur offensive Demonstrationen machen werde, wie sich aus einem Briefe an Kaiser Napoleon vom 3. Mai ergibt. Canrobert wies[3]) während des von Viktor Emanuel abgehaltenen Kriegsrates darauf hin, daß „die Linie der Oesterreicher zu lang und zu dünn sei, um die Annahme zu gestatten, daß sie die Offensive ergreifen wollen." Immerhin blieb die Gefahr einer energischen österreichischen Offensive bestehen. Caemmerer hat im einzelnen[4]) mit großem Geschick aufgewiesen, wie gefahrenschwanger die Lage für die Piemontesen an diesem Tage noch war, wo erst noch ganz unbeträchtliche[5]) Teile der Franzosen zu ihnen gestoßen waren.

Die Erkenntnis, daß eine den Piemontesen aufgezwungene Schlacht für sie das allergrößte Uebel war, mußte doch auch den Sarden selber kommen. Was man in Wien und im österreichischen Hauptquartier wußte[6]) und was Moltke und Caemmerer sich nachträglich zu theoretisch vollkommener Klarheit gebracht haben, das wird man wohl auch im piemontesischen Generalstabe, eingesehen haben, zumal ja den Sardiniern die auf früheren Schlachtfeldern gesammelte Erfahrung zur Verfügung

[1]) Della Rocca, Lebenserinnerungen, S. 124.
[2]) Caemmerer a. a. O. S. 47.
[3]) G. Bapst, Canrobert, Bd. III, S. 255.
[4]) Caemmerer, a. a. O. S. 46 ff.
[5]) Cf. Canroberts Antwort an die ängstlichen Sardinier (Bapst, Canrobert, III, S. 253–54) „Mais combien avez-vous de troupes avec vous, mosieur le maréchal? — J'ai six miles hommes — C'est bien peu! — Oui, mais, vous oubliez que ce sont des Français," répondis-je et le comte de Foras (sc. son interlocuteur) s'inclina.
[6]) Glasenapp, Neue Militärische Blätter, Bd. XXXIII, S. 318, 319.

stand. Auch die Italiener und Franzosen mußten gleich den Oesterreichern a priori wissen, daß wegen des ungünstigen Kräfteverhältnisses zwischen sardischer und österreichischer Wehrmacht eine Schlacht für die Piemontesen, solange sie allein nur auf sich selber angewiesen waren, nur eine vollkommene Niederlage werden konnte. „Wir müssen mit Blitzesschnelle auftreten," sagte deswegen Napoleon III. Als später noch bei Lebzeiten Victor Emanuels ein Denkmal zur Erinnerung an den siegreichen Feldzug von 1859 gesetzt werden sollte, da hat er in bezug auf die damalige Lage sich also geäußert: „Nicht mir, sondern Gyulai müßte man ein Denkmal setzen, daß er uns vor der Vereinigung mit den Franzosen mit einem Angriff verschont hat."

Da das italienische Generalstabswerk über diesen Krieg noch nicht erschienen ist und die vorhandene Literatur über die Pläne der Sardinier zu Beginn des Feldzuges nicht genügenden Aufschluß bietet, so ist es allerdings vorläufig noch unmöglich, für die an sich durchaus einleuchtende Tatsache, daß die Italiener diese Erkenntnis zur Richtschnur ihres Handelns gemacht haben, den aktenmäßigen Beweis zu erbringen. Man wird aber kaum an der aufgestellten These zweifeln können. Rüstow hat schon im Jahre 1859 für die Italiener die Annahme einer Defensivstellung als die glücklichste Maßregel gepriesen; er sagt[1]) hierüber: „Diese Stellung war eben diejenige von Alessandria-Casale am rechten Ufer des Po, hier vermochten die Piemontesen den Oesterreichern einen frontalen Widerstand entgegenzusetzen, falls dieselben am rechten Ufer aufwärts vorgingen, hier waren sie in der nächsten Nähe der französischen Korps, welche über Genua herankamen, hier vermöge der Eisenbahn auch in der nächsten Verbindung mit denjenigen französischen Korps, welche auf dem Landwege über Mont Cenis und Mont Genèvre, über Susa und Turin herankamen; hier endlich standen sie in der Flanke der Oesterreicher, wenn diese am linken Ufer des Po direkt auf Turin losgehen wollten; die Piemontesen und Franzosen, welche sich ihnen etwa schon angeschlossen hatten, konnten von der Stellung von Alessandria aus über Casale oder die Brücke von Valenza ans linke Pouser vordringend, den österreichischen Vormarsch in Flanke und Rücken nehmen." Diese Erkenntnis scheint aber unter den Darstellern dieses Krieges bald verloren gegangen zu sein; jedenfalls hat man daraus nicht die nötigen Konsequenzen gezogen.

---

[1]) Rüstow, Italienischer Krieg 1859.

Wenn man vermöge der dem Handeln der Menschen innewohnenden Kontinuität sich einen Rückschluß auf die Absichten der italienischen Heeresleitung erlauben darf, so ist auch von vorn herein unleugbar, daß die Sardinier zu Beginn des Krieges von diesen Gedanken beseelt waren. Denn es ist klar, daß er früher der Leitsatz der sardinischen Politik gewesen ist; wie sollten die Generäle das ignorieren dürfen, was die Politiker schon lange eingesehen hatten! Nur weil die Sardinier wußten, daß sie sich allein mit den Oesterreichern nicht schlagen durften, und weil ihnen die Niederlagen von Custozza und Novara noch in deutlicher Erinnerung waren, haben die Piemontesen es nicht gewagt, den Krieg auf eigene Faust zu beginnen. Nur weil Cavour seit der Zusammenkunft mit Napoleon im Vogesenbade Plombières der Unterstützung Frankreichs gewiß war, durfte er die österreichische Sommation ablehnend beantworten. Viktor Emanuel brauchte nur an das Schicksal seines Vaters Karl Albert zu denken, wenn er die Konsequenzen eines tollkühnen Unternehmens gegen Oesterreich sich vor Augen führen wollte. Der Krieg von 1859 wäre nimmermehr entstanden, wenn die Italiener ihre Einheit und Freiheit sich hätten selber erkämpfen sollen. Die Piemontesen konnten aus eigener Kraft nie und nimmer das schon von Macchiavelli so heiß ersehnte und von dem ganzen damals lebenden Italien mit glühender Leidenschaft erstrebte Ziel erreichen. Sie konnten 1859 nicht die analoge Leistung vorwegnehmen, die Preußen 1866 zu stande gebracht hat. Dazu waren ihre Kräfte viel zu gering und die Gegnerschaft der Donaumonarchie viel zu mächtig. Preußen hatte 1866 das beste Heer der Welt und war an Umfang mit Savoyen-Piemont von 1859 nicht zu vergleichen.

Die unbedingte Folge dieser Einsicht mußte sein, daß die Sarden eine Schlacht zu vermeiden bestrebt sein mußten. Es kam darauf an, ob man eine Aufstellung finden würde, „in welcher man durch mehrere Wochen das Anlangen der Franzosen abwarten konnte." Man fühlte sich in Turin den Oesterreichern gegenüber keineswegs sicher. Näheren Aufschluß darüber wird uns wohl dereinst das italienische Generalstabswerk bringen.

Nun erhebt sich von neuem die Frage, ob Gyulai es in der Hand hatte, durch energisches Vorgehen gleich am Anfange die allergrößten Erfolge zu erringen. Er mußte damit rechnen, daß die Sarden einer Entscheidungsschlacht ausweichen würden. Aber wenn auch die Sarden daran dachten, ihrerseits die Entscheidung in der Feldschlacht nicht zu

suchen, so ist es doch noch immer fraglich, ob man sie auf piemontesischer Seite vermeiden konnte, wenn Gyulai sich bemühte, ihnen auch gegen ihren Willen die Schlacht aufzuzwingen.

Wenn Graf Gyulai gleich nach Eintreffen der zwecks Einholung der sardinischen Antwort abgeschickten Kommissarien, womöglich noch während der Nacht des 26. April oder doch in der Frühe des folgenden Tages, mit dem Gros seiner Truppen gegen die sardinische Stellung Alessandria-Casale aufgebrochen wäre, um dort eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, welche Aussichten hätte er da gehabt! Er konnte gewiß bis zum 1. oder 2. Mai am Tanaro sein. Man konnte die Sarden dort in der Gegend von Bassignana angreifen, „gewiß keine leichte Aufgabe aber keine unmögliche, und die einzige, die zum Ziel führte", so drückt sich Moltke im preußischen Generalstabswerke aus. Caemmerer und Moltke[1]) meinen, man stand nach gewonnener Schlacht „mitteninne zwischen den beiden erst anlangenden französischen Kolonnen und konnte sich mit aller Macht auf die eine oder die andere werfen. Ihre Vereinigung würde fast unmöglich". Sehr richtig; aber eben nur nach gewonnener Schlacht. Wir aber wissen bereits, daß es im sardischen Interesse lag, sich nicht zu schlagen, sondern entweder in die Festungen Alessandria und Casale zu flüchten oder auf die[2]) „im Anmarsch befindlichen Hauptkräfte der Franzosen sich zurückzuziehen", jedem Entscheidungskampf auszuweichen. Hier haben wir die Erklärung für das scheinbar so rätselhafte Verhalten des österreichischen Oberkommandos, das in abwartender Untätigkeit verharrte. Weil Gyulai mit gutem Grunde von den Sarden annehmen konnte, daß sie für den Anfang der Operationen sich auf eine reine Defensive mit möglichst geringem Kräfteeinsatz beschränken würden, anders ausgedrückt, sich auf eine wirkliche Schlacht nicht einlassen würden, deswegen erschien ihm ein offensives Vorgehen gegen den Tanaro auf dem rechten Ufer des Po als unratsam und überflüssig. Dieser Angriff mußte auf jeden Fall für das österreische Heer erhebliche Verluste mit sich bringen. Gyulai sagt hierüber in seiner in den neuen miltärischen Blättern von Glasenapp veröffentlichten Selbstrechtfertigung zutreffend[3]): „Die Armeeführung hatte keine Berechtigung, einen ganzen Operationsplan, bei dem Mangel an politischen Faktoren, ausschließlich auf Fehler, Unverstand, Urteilslosigkeit und Zaghaftigkeit des Gegners zu basieren, dadurch die Kräfte

[1]) Prß. Gstwk., S. 18.

[2]) von Glasenapp, Neue Militärische Blätter, XXXIII. Bd. S. 318.

[3]) von Glasenapp, a. a. O. XXXIII. Bd. S. 318.

der Armee nutzlos zu erschöpfen und ihre Ausrüstung und Verstärkung zu verzögern."

Die bei den erwähnten Beratungen vom 3. Mai von Canrobert dem König Viktor Emanuel entgegengehaltenen Worte zeigen, daß Canrobert damals den Piemontesen das Aufgeben ihrer Stellungen anempfohlen hätte, wenn man aus Gyulais Aufstellung auf aggressive Absichten hätte schließen können. Die Piemontesen wären also in der Tat nicht am Tanaro geblieben, wenn die Oesterreicher mit ihrer Offensive gegen diese Stellungen angesetzt hätten. Sie waren gegen ihren Willen zu einer Schlacht nicht zu zwingen, weil sie hinter ihren Verschanzungen sich immerhin einige Zeit zu halten vermochten und sie es in der Hand hatten, in die benachbarten Festungen oder auf die französischen Kolonnen zurückzugehen.

Moltke und Caemmerer haben beide diese Möglichkeiten gar nicht in Erwägung gezogen, sie haben beide nicht beachtet, daß die Piemontesen aus wohl erwogenen Gründen die Schlacht zu vermeiden bestrebt sein mußten. Wie aber ist es möglich, daß so hervorragende Generäle einen allem Anschein nach doch so simplen Gedanken nicht in den Kreis ihrer Betrachtungen aufgenommen haben? Die Antwort lautet: eben *weil* sie so hervorragende Generäle waren. Jeder General der Niederwerfungsstrategie (und diese ist im damaligen Zeitalter allein bekannt und üblich) nimmt ohne weiteres an: der Feind stellt sich, man greift ihn an. Dieser Gedankengang ist einem rechten General dieser Schule so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er gar nicht darauf kommt, es könne außer der Feldschlacht noch ein anderes Mittel geben, um den Krieg zur Entscheidung zu bringen. Als Feldflüchtigkeit und Kleinmut erscheint Caemmerer eine derartige Handlungsweise, als er durch die Andeutungen des österreichischen Generalstabswerkes veranlaßt, diese Möglichkeit einmal leise anklingen läßt, um sie von seinem sittlich-militärischen Ethos aus sogleich zu verwerfen und einer näheren Betrachtung nicht für würdig zu erachten. Moltke und Caemmerer zeigen sich darin als echte und rechte Militärschriftsteller, daß sie nur eine Feldschlacht mit Vernichtung der einen Armee kennen; sie verwerfen jedwede andere Möglichkeit nicht aus intellektuellen, sondern aus ethischen Gründen. Mit ihrem Urteile über eine Armee, die sich nicht zum Kampfe auf Leben und Sterben stellt, sind sie sofort fertig: sie kommen gar nicht auf den Gedanken, daß man auch für ein solches Verhalten Gründe aufsuchen müsse. Der Historiker aber muß frei sein

von der Einschränkung, die dem Militärschriftsteller fast zur Ehre gereicht. Graf Gyulai hatte recht, wenn er angesichts der Verdammung, die seine Handlungsweise bei allen Militärs bisher gefunden hat, für sich eine[1]) „ruhige und unbefangene Geschichtskritik" forderte und von ihr erwartete, daß sie jene eben besprochenen „Verhältnisse richtig würdigen und die Armeeführung im ersten Teile des Feldzuges 1859, nicht wie die ununterrichtete Menge ohne Rücksicht auf die Grundursachen, nur nach dem Erfolge verurteilen, sondern nach den faktischen Verhältnissen und Schwierigkeiten, unter deren Druck dieselbe handeln mußte, billig und gerecht beurteilen und so dazu beitragen würde, daß nach und nach, wenn sich Vorurteile und Leidenschaftlichkeit gelegt, auch in den weiteren Kreisen der Mit- und Nachwelt eine richtigere und gerechtere Würdigung der Ereignisse und der dabei mitratenden und tatenden Persönlichkeiten Platz greifen könne." Das Ziel dieses Beitrages ist es, auch dem Feldherrn einer unglücklichen Kriegsepoche gerecht zu werden.

Wir erkannten, daß dem Grafen Gyulai der Angriff auf die feste Stellung Alessandria-Casale nicht mehr als rationell erscheinen konnte, wenn bereits einzelne Teile der Franzosen zu den Sarden gestoßen und die übrigen im Anmarsch begriffen waren; dann reichten seine Kräfte zu einer starken Offensive nicht mehr aus. Nur diese Interpretation scheinen uns die von uns zitierten Worte zu gestatten, es ist beinahe unverständlich, wie Caemmerer hierzu bemerken kann:[2]) „Mit dieser Grundanschauung war allerdings in der Offensive keinerlei Erfolg zu erreichen. Wollte man im Dreieck Alessandria-Tortona-Novi verbleiben und den Angriff des Gegners erwarten, so konnte dieser seinen schwierigen Aufmarsch ja in vollkommenster Ruhe bewirken und sich den Zeitpunkt des Angriffs nach Belieben wählen." Nicht die nach Caemmerers Meinung hier vorliegende matte Grundanschauung trägt die Schuld daran, daß eine Offensive keinerlei Erfolg mehr versprechen mochte, sondern objektive Gegebenheiten. Und gerade, weil der Gegner den Aufmarsch nicht „in vollkommenster Ruhe bewirken" sollte, deswegen sollte die vorhin erwähnte Aufstellung genommen werden. Zu dieser falschen Deutung ist Caemmerer offenbar nur dadurch verleitet worden, daß er die Vernichtung der sardischen Streitkräfte in dem hier in Betracht kommenden Momente noch für möglich

[1]) von Glasenapp, a. a. O. Bd. XXXIII, S. 321, 322.

[2]) Caemmerer a. a. O. S. 12.

hält, eben weil er nicht bedenkt, daß die Sarden vor Gyulai ausweichen würden.

Wie aber kommt Gyulai auf den Gedanken, sich in dem Dreiecke Alessandria-Tortona-Novi aufstellen zu wollen? Welche Vorteile kann er von einer derartigen Aufstellung erwarten? Es ist eine alte Regel der Kriegskunst, daß man Gebirge am vorteilhaftesten nicht jenseits des Kammes und auch nicht in den Pässen verteidigt, sondern daß man sich diesseits der Berge aufstellt. Wählt man seine eigene Position jenseits des Gebirges, dann setzt man sich der Gefahr aus, daß der Gegner garnicht den Weg über das Gebirge nimmt, sondern einen anderen vielleicht längeren und beschwerlicheren Weg vorzieht, um in das feindliche Gebiet einzudringen; denn niemals wird es nur einen Zugang in das Land des Feindes geben. Der Umgangene wird dann nichts anders tun können, als in sein eigenes Gebiet zurückzukehren, weil er den Gegner nicht gut in seinem Rücken dulden kann. Dabei setzt man sich aber leicht der Gefahr aus, von dem bereits im Lande weilenden Feinde beim Austritt aus dem Gebirge empfangen zu werden; zum mindesten wird sich aber eine Schlacht mit verkehrter Front kaum vermeiden lassen, die um so gefährlicher sein muß, weil doch der den Stoß des Gegners erwartende Feldherr in der Regel in der Minderzahl sein wird. Auch in den Pässen selber ist der Zugang in das eigene Gebiet kaum zu verteidigen; eine Stellung wie die von Thermopylae ist nicht zu halten. Mit prachtvollen Worten hat Hans Delbrück bei Gelegenheit der Schilderung dieser Schlacht die Ungunst einer derartigen Stellung so charakterisiert[1]): „Die moderne, durchdachte Strategie verwendet die Gebirge nicht in der Weise des Leonidas zur Deckung eines Landes. Ueber ein Gebirge, auch über den Oeta führt immer, weiter oder näher, bequemer oder beschwerlicher, mehr als ein Weg. Sie alle zu besetzen, ist schwer, sie alle[2]) zu verteidigen, gelingt nie. Immer wird der Feind eine Stelle finden, wo er entweder vermöge großer Uebermacht durchbricht, oder wo er auf eine Unaufmerk-

[1]) Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst Bd. I, S. 73.

[2]) Anmerkung: Daß Regeln der Kriegskunst nicht allgemeine Gültigkeit haben, versteht sich von selbst; die Kriegskunst ist kein mechanisch erlernbarer Regelkomplex. In der Gegenwart ist es in der Tat möglich geworden, Stellungen auch vor und in den Bergen zu halten. Die Oesterreicher haben im gegenwärtigen Kriege die Russen nicht über die Karpathen kommen lassen, sondern vermöge der langen, fast ununterbrochenen Frontlinie ist es in einem modernen Kriege mit den riesenhaften Heeren doch möglich geworden, eine dauernde Stellung vor oder selbst in dem Gebirge mittels der mit furchtbarer Gewalt wirkenden Feuerwaffen zu halten.

samkeit stößt, oder wo er durch irgend eine, wenn auch pfadlose Schlucht einem der Verteidigungsposten in den Rücken kommt. Ist die Linie nun erst an einer Stelle durchbrochen, so sind die Besatzungen aller anderen Uebergänge aufs äußerste gefährdet. Wenn sie nicht bald benachrichtigt werden und aufs schleunigste abziehen, so können sie ihren Rückzug verlieren, und selbst wenn es ihnen gelingt, ohne Verluste davonzukommen, so sind sie zunächst voneinander getrennt und können vielleicht nur schwer den Anschluß aneinander erreichen." Diese Nachteile verschwinden, wenn man seine Aufstellung diesseits der zu verteidigenden Berge nimmt.[1]) „Immer wird der Angreifer beim Durchziehen eines Gebirges seine Kräfte teilen müssen, und beim Hervortreten aus demselben bietet er dem Verteidiger Gelegenheit, die Kolonnen vor ihrer Wiedervereinigung anzugreifen. Durch seine in das Gebirge vorgeschickten Abteilungen erfährt dieser die Richtung, welche der Gegner einschlägt, verzögert sein Vordringen und gewinnt so die Zeit, um am entscheidenden Punkte überlegene Kräfte zu versammeln. Der Schwerpunkt der Defensive liegt hinter dem Gebirge, nicht in demselben." Es war den Vorschriften der Kriegskunst gemäß, wenn die Preußen 1806 die französischen Scharen diesseits des Thüringer Waldes erwarteten. Benedek hat 1866 bei Gitschin mit gutem Blicke die Stellung erschaut, von wo aus die aus dem Gebirge debouchierenden Kolonnen der Preußen vorteilhaft anzugreifen waren. Auch Gyulai hat gewiß in der Erkenntnis der eben geschilderten Vorteile die Aufstellung im Dreiecke Alessandria-Tortona-Novi diesseits der Apenninpässe für ratsam gehalten; sicherlich gedachte er, die aus dem Gebirge sich entwickelnden Franzosen anzugreifen, bevor sie zur vollen Entfaltung ihrer numerisch überlegenen Kräfte gelangten.

Aber einen sehr großen Mangel hätte diese Stellung doch gehabt, nämlich den, daß man hinter dem Apennin in diesem Falle nicht die volle Bewegungsfreiheit gehabt hätte; in Gyulais rechter Flanke hätten ja die durch französische Trupps bereits verstärkten Sardinier gestanden; diese aber hätten verhindern können, daß man den Gegner gerade da angriff, wo er aus dem Gebirge hervorkam. Wenn nun Gyulai später nicht nach dem von ihm selbst erteilten Rate gehandelt hat, so liegt das wohl daran, daß er später die Unmöglichkeit erkannte, sich hier bedeutende Vorteile zu verschaffen. Durch Umgehung dieser Stellung

[1]) v. Blume, Strategie, S. 234.

konnten die Franzosen die Verbindung mit den Sarden und dem anderen Flügel erreichen. Da der Aufmarsch der Franzosen durch Aufstellung an dieser Stelle nicht mehr zu verhindern war, wenn man nicht vorher die sardische Streitmacht gefangen genommen oder vernichtet hatte, so wäre Gyulais Aufgabe gewesen, statt dessen den schwierigen Aufmarsch der Franzosen doch wenigstens zu erschweren. Wenn auch eine vollständige Verhinderung der Vereinigung beider Flügelarmeen miteinander sowohl als auch mit dem sardischen Zentrum nicht mehr zu erreichen war, so konnten doch immerhin Vorteile errungen werden.

Die geplante Schlacht bei Alessandria-Tortona Novi konnte nun aber einen doppelten Ausgang nehmen. Gyulai sagt hierüber: [1] „Verliert er (sc. der Gegner) sie (sc. die Schlacht) und zieht er sich nach Genua, so dürfte auch das Schicksal von Alessandria, das ohnehin schwach, umso mehr bald entschieden sein, als dem Charakter seiner Befestigung nach ein Angriff auf dem rechten Ufer des Tanaro die meisten Chancen des Gelingens bietet . . . Verlieren wir die Schlacht, so müssen wir uns auf Piacenza zurückziehen . . . .[2]) „Caemmerer bemerkt [3]) hierzu: „Es ist so vollständig Strategie des 18. Jahrhunderts, daß selbst nach einem Siege über die Verbündeten nur die Wegnahme der Festungen am Po ins Auge gefaßt wird." Wenn auch in dem erwähnten Berichte nicht deutlich davon die Rede ist, so ist doch nach dem Vorausgegangenen die Annahme zu machen, daß Gyulai meint, mit dem Schicksal Alessandrias sei auch das der sardischen Armee und der mit ihr bereits in Verbindung getretenen französischen Truppenteile verknüpft. Gyulai glaubt, wenn er erst einmal das Gros der Franzosen geschlagen hat, dann wird er auch mit der Festung Alessandria gleichzeitig den Rest der franko-sardischen Truppenmacht matt setzen können. Er will Alessandria erobern, wenn er vorher die piemontesische Armee am Tanaro geschlagen hat, er spricht ja ganz ausdrücklich von einem „Angriff auf dem rechten Ufer des Tanaro." Er glaubt also, die Sarden werden ihrer Unterstützung durch die Franzosen nun einmal beraubt, nichts anderes tun können, als nach einer letzten ehrenvollen Verzweifelungsschlacht sich ergeben. Dabei von Strategie des 18. Jahrhunderts zu reden, ist verfehlt, handelt es sich

[1]) k. k. Gstwk., Bd. I, S. 78.
[2]) k. k. Gstwk., Bd. I, S. 77.
[3]) Caemmerer, a. a. O. S. 12.

doch nicht um die Eroberung einer als Selbstzweck betrachteten Festung, sondern gerade umgekehrt, will man sich mit der Erstürmung von Festungen (so wie es Moltke nach der Einschließung von Metz getan hat) nicht lange aufhalten, weil man wie Moltke weiß, die Festung muß fallen, wenn erst einmal die Armee aufs Haupt geschlagen ist. Wieviel Truppen man aber zu einer energischen Offensive gegen das mit Frankreich verbündete Sardinien für nötig hält, erhellt aus folgendem Schlußsatze des Berichtes:[1] „Um von vornherein in den Angriff übergehen zu können, müßte die Armee auf sieben Korps, eventuell, wenn Frankreich nicht auch gegen Deutschland zu rüsten genötigt ist, auf acht bis neun Armeekorps gebracht, die Verteidigung von Triest und Istrien aber, als zu weit abseits liegend, von den der Armee gestellten Aufgaben ausgeschieden werden." Diese Zahl wäre freilich zu dem Doppelkampf gegen Frankreich und Piemont ausreichend gewesen. „Aber obige, vom Feldzeugmeister Grafen Gyulai gleich anfänglich proponierte Armeestärke von 9 Korps erreichten die k. k. Streitkräfte in Italien erst zur Zeit der Schlacht bei Solferino."[2]

Im ganzen müssen wir zusammenfassend über diesen Bericht vom 14. Februar urteilen, daß er die Verhältnisse richtig eingeschätzt und wenn auch nicht immer glückliche Konsequenzen daraus zieht. Zu einer ähnlichen Forderung bezüglich der Höhe der Streitkräfte gelangte auch Feldzeugmeister Baron Schlitten in einem am 19. Februar entworfenen Mobilisierungsplan. In den beiden anderen Fällen (sc. wenn Sardinien nur die Avantgarde Frankreichs bildet oder wenn auch Rußland, diese Mächte unterstützend, auftritt) wird jedenfalls die ganze militärische Kraft Oesterreichs entwickelt werden müssen."[3]

C. Ein Angriff auf die feindlichen Festungen.

Es war im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Sarden sich nicht zur Schlacht stellen würden. Was konnten sie sonst tun? Was konnte Gyulai mit gutem Grunde von ihnen annehmen? Er durfte die Meinung hegen, daß die Sarden entweder zu den Franzosen stoßen oder — was jedenfalls ungefährlicher war — sich alsbald in die Fe-

[1] k. k. Gstwk., Bd. I, S. 82.
[2] k. k. Gstwk., Bd. I, Anmkg. 1, S. 82.
[3] k. k. Gstwk., Bd. I, S. 88.

stungen Casale und Alessandria zurückziehen würden, sowie sie merkten, daß er die Entscheidung in der Feldschlacht suche. Gyulai mußte damit rechnen, daß die Sarden sich mit der rein negativen Defensive in den Festungen begnügen würden, so lange sie nicht die französische Hilfe hatten. Eine Erstürmung der Festungen war nur in 10—14 Tagen zu ermöglichen. Diese Zeitspanne hat selbst der die Offensive anratende Baron Kuhn in einem Ende März entworfenen Plane für nötig gehalten, um die Festung Alessandria zu erobern. Nun begreifen wir, warum Gyulai so zögernd in den Krieg hineingegangen ist.

Auch der Baron Kuhn scheint sich bald von der Unmöglichkeit, die Sarden vor Vereinigung mit den Franzosen zu schlagen, überzeugt zu haben. Als er zum Generalstabschef der Zweiten Armee bestimmt wurde, hatte er beim Kaiser Franz Josef eine Audienz. Er erklärte damals dem Kaiser[1]), „daß vor allem die piemontesische Armee vor Ankunft und Vereinigung mit der französischen geschlagen werden müßte, oder aber zu trachten sei, sich Alessandrias und Casales zu bemächtigen, was Seine Majestät vollkommen billigte." Hier ist zu beachten, daß dieses „oder aber" zwei himmelweit verschiedene Dinge miteinander verbindet. Hier wird mit der Möglichkeit gerechnet, daß es vielleicht nicht gelingen könnte, die sardische Armee in der Feldschlacht zu schlagen. Auf diese Erkenntnis aber kommt alles an; so einfach sie auch zu sein scheint, in dem Berichte Gyulais vom 14. Februar und auch in dem Memoire Kuhns vom 10. Januar ist sie sozusagen noch unter der Schwelle des Bewußtseins geblieben.

Erst die versiegelte Weisung, die Kuhn bei seiner Ankunft beim lombardischen Heere am 24. März von Wien mitbrachte, berücksichtigt ganz ausdrücklich den Fall, daß die sardische Armeee nicht in einer offenen Feldschlacht geschlagen werden könne. Dann soll sie in den Festungen eingeschlossen, und sogleich sollen die gelandeten Franzosen angegriffen werden. Es heißt darin:[2]) „Die Armee hat sogleich konzentriert zu werden, um auf den von Wien erhaltenen Befehl zuerst gegen die sardische Armee offensiv vorzugehen, sie en détail zu schlagen oder wenigstens in ihre Festungen zu treiben, letztere zu cernieren, hierauf aber sogleich sich den gelandeten Franzosen entgegenzuwerfen und sie zu schlagen." Von nun an mußte der Operationsplan in den großen

[1]) Danzers Armeezeitung. 1900, 1901 Jg. 5, 6.
[2]) k. k. Gstwk., Bd. I, S. 93.

Zügen festliegen. Diese Weisungen entsprechen auch den Anschauungen, die Gyulai bereits in seinem Berichte vom 14. Februar vertreten hatte. Nur war hier alles in bündiger Kürze zusammengefaßt.

Auf diesen Befehl hin meldete Gyulai in einem Berichte vom 26. März, wie folgt:[1]) „Diese Annahme einer Offensive von seiten Piemonts wäre jedenfalls der für uns günstige Fall.

Es scheint jedoch viel wahrscheinlicher, daß Piemont uns durch Detachierungen gegen die Herzogtümer und selbst durch Vorsendung von Abteilungen über den Ticino zum Angriff reizen, mit seiner Hauptmacht aber in dem großen, von der Natur einerseits durch den Po, andererseits durch den Tanaro gebildeten, auf beiden Flügeln durch erwähnte zwei feste Punkte (sc. Alessandria und Casale) gedeckten, verschanzten Lager Stellung fassen wird, um einesteils durch die Eröffnung des Krieges Frankreich zur Mithilfe zu bewegen, andererseits diese Hilfe aber gedeckt erwarten zu können. Da nun in diesem Falle meine Hauptaufgabe dahin gehen muß, die Piemontesen vor dem Erscheinen der Franzosen mit der ganzen Kraft zu bewältigen oder wenigstens bedeutend zu schwächen und sodann eine innere Stellung zwischen beiden Kräftemassen zu nehmen, so folgt daraus als weitere Aufgabe, daß alles angewendet werden muß, sich womöglich in der kürzesten Zeit Casales zu bemächtigen, die piemontesische Armee in Alessandria einzuschließen, diesen Punkt zu berennen . . . ." Gyulai verspricht hier ein ganz energisches Vorgehen, aber hier ist auch noch stillschweigend vorausgesetzt, daß die Zeit zu einem derartigen Unternehmen ausreicht. Daran konnte wirklich niemand im voraus denken, daß beim Ausbruche des Krieges das Ganze schon in ein falsches Fahrwasser gebracht sein würde. Daß damit freilich Gyulai nicht vollständig gerechtfertigt ist, er vielmehr lässig zu Werke gegangen ist, wie es seinem nicht auf das Große gehenden Sinne entspricht, soll weiter unten[2]) näher ausgeführt werden.

Während Gyulai die Sarden noch in der Feldstellung zwischen Casale und Alessandria voraussetzt, vertritt sein Generalstabschef damals die Anschauung, daß die Sarden gar nicht wagen würden, eine so gefährliche Stellung zu beziehen. Ende März arbeitete Kuhn einen Operationsplan aus, in dem er nach Caemmerers[3]) Worten „von An-

[1]) k. k. Gstwk., Bd. I, S. 94.

[2]) Cf. S. 47 ff.

[3]) Caemmerer, a. a. O., S. 15.

fang an die Piemontesen nur in Alessandria und in Casale voraussetzte." Er schlägt vor, die Festungen gewaltsam zu erobern und setzt dafür 10—14 Tage an. „Nach dem 15. April", heißt es in den Rückblicken[1]) im Streffleur, „wurde dieser Plan zur Vernichtung der bei Alessandria konzentriert supponierten Armee der Piemontesen als unausführbar bezeichnet, weil sich die Franzosen bereits in Massen bei Lyon gesammelt hatten, zur Zeit des Ultimatums mußte aber von der Durchführbarkeit des Entwurfes gänzlich abgesehen werden." Das ist ein urkundliches Dokument, das mit aller erforderlichen Deutlichkeit auseinandersetzt, warum man im österreichischen Hauptquartier zu Beginn des Krieges sich nicht zu den Entschlüssen aufraffen mochte, die Caemmerer und Moltke von Gyulai verlangen. Die französischen Rüstungen waren schon zu weit fortgeschritten, als die österreichische Regierung ihr Ultimatum stellte.

Noch aus einem anderen Grunde sind die hier erwähnten Aeußerungen des Obersten Baron Kuhn sehr bemerkenswert. Hier hören wir, wann nach der Meinung der Militärs der Zeitpunkt gekommen war, wo man glaubte, daß es schon zu spät sei, um mit einem erfolgverheißenden Unternehmen gegen Piemont einsetzen zu können. Der 15. April wird als dieser Moment gekennzeichnet. Es ist natürlich für die Kritik unmöglich zu sagen, wann man im Hauptquartier des Grafen Gyulai mit Recht annehmen konnte, daß die Rüstungen der Franzosen ihr Ziel bereits erreicht hatten. Das aber ist gewiß, daß es Sache der Politiker war, den Abbruch der Beziehungen spätestens dann herbeizuführen, wenn die Militärs meinten, es müsse unverzüglich geschehen, damit man noch ein erreichbares Ziel für die Offensive habe. Anstatt nun den Grafen Gyulai um seine Meinung über den zum Losschlagen geeigneten Moment zu befragen, meldete man ihm bereits am 9. April:[2]) „Vor allem muß bemerkt werden, daß hier (sc. in Wien) das regste Bestreben besteht, und ununterbrochen im Auge behalten wird, den großen Krieg, sobald die politischen Zustände es zulassen, an den Rhein zu verlegen." Unter dieser Voraussetzung war allerdings nichts anderes zu tun, als abzuwarten, ob wohl diese politischen Hoffnungen sich erfüllen würden. Wir werden von Gyulai, der die Empfindung haben mußte, daß der ihm aufgetragene Feldzug nur untergeordnete

[1]) Streffleur, Rückblicke auf den Krieg mit Italien, Jahrgang 1873, I. Bd., S. 192.

[2]) k. k. Gstwk., I. Bd., S. 100.

Bedeutung im großen Ganzen der Ereignisse haben würde, nicht verlangen können, daß er etwa seinerseits zum Abbruch der Beziehungen gedrängt hätte. Nirgends findet sich auch ein Dokument, das uns dieses verriete. Wenn die Entscheidung am Rhein fallen sollte, dann durfte sich Gyulai kein Urteil darüber anmaßen, wann man dort am zweckmäßigsten mit den kriegerischen Operationen beginnen solle. Die Festsetzung dieses Zeitpunktes hing auch von vielen anderen Faktoren ab, über die Gyulai der Natur der Sache nach nicht genügend unterrichtet sein konnte. Das aber durfte er sich mit Recht sagen, daß nunmehr alles von der Erfüllung dieser Hoffnung abhänge und in Italien allein der Krieg nicht mehr leicht mit dem zur Verfügung gestellten Truppen gewonnen werden konnte. Gyulai konnte nur noch Verstärkungen erbitten, wenn er wirklich den Befehl zum Vorrücken gegen die Piemontesen bekam. Daher wiederholen sich auch in allen seinen folgenden Berichten die ständigen Klagen über die unzureichenden Kräfte und das fortwährende Drängen, man solle ihm Verstärkungen schicken. War der Zeitpunkt zum Losschlagen einmal verpaßt, dann wird die Haltung Gyulais verständlich, wenngleich sie wegen ihrer rationellen Unanfechtbarkeit noch nicht die eines wahrhaften Feldherrn genannt werden kann. Mit Recht hielt Gyulai von nun an die ihm überwiesenen Kräfte für unzureichend, um Franzosen und Sarden zusammen zu überwinden, obwohl — wie man nicht bestreiten kann — gerade in dem Umstande, daß die Verbindung der Gegner noch nicht vollzogen war, ein Moment der Schwäche lag, das es gegolten hätte, energisch auszunutzen.

Noch in zwölfter Stunde erhebt Gyulai in dem letzten Berichte, den das Armeeoberkommando am 25. April nach Wien sandte, seine warnende Stimme. Noch einmal setzt er auseinander, daß die Kriegführung am Rhein und am Po zwei ganz verschiedene Mittel sind, um das streitige Objekt dem Kaiser zu erhalten. Diese verschiedenen Mittel erfordern auch verschiedene Dispositionen der Kräfte. Für den Fall aber, daß man Deutschland als sekundären und Italien als primären Kriegsschauplatz betrachte, klagt er über die Unzulänglichkeit der Truppen und über die Unmöglichkeit, noch entscheidende Erfolge gegenüber den Piemontesen erringen zu können. Er sagt:[1]) „Auch scheint es nach den bereits getroffenen Maßnahmen der Franzosen etwas spät,

[1]) k. k. Gstwk. I. Bd., S. 146.

durch ein energisches Vorgehen die Piemontesen, die sich jedenfalls in ihrer Zentralstellung Alessandria und Casale festsetzen werden, noch früher zu zertrümmern, als das französische Heer zu ihrer Unterstützung herbeigerückt ist. Vor zwei oder drei Wochen wäre es möglich gewesen, jetzt dürfte es aber schwieriger werden." Gyulai macht also aus seinem Bedenken gegenüber der Militär-Zentralkanzlei kein Hehl; wenn man damals in Wien diese Art der Kriegführung, die Gyulai als die allein noch mögliche bezeichnete, nicht billigte, so brauchte der Feldzeugmeister nur abberufen zu werden und ein energischerer Mann seine Stelle anzutreten.

Da man Gyulai auf seinem Posten beließ, hatte er ein Recht, sich dem Kaiser gegenüber am 9. Mai also zu verteidigen:[1] „Wie Euer Majestät aus meinem am 25. April an die hohe Militär-Zentralkanzlei gerichteten Memoire Allergnädigst zu ersehen geruhen wollen, habe ich meine Ansicht unvorgreiflichst dahin ausgesprochen, daß eine energische Offensiv-Operation in der Richtung gegen Alessandria mit den bereits eingetretenen, für uns ungünstigen Kräfteverhältnissen des Gegners auf große Schwierigkeiten gestoßen wäre und im Falle eines Echecs Euer Majestät II. Armee in eine mißliche Lage versetzt hätte. Ein offensiver Stoß konnte nur zum Zwecke haben, die Vereinigung der Franzosen und Piemontesen zu verhindern. Dies war nur möglich, wenn man Kräfte genug hatte, die Piemontesen in ihrem großen verschanzten Lager Alessandria einzuschließen und noch so viel Kräfte erübrigte, den heranziehenden Franzosen entgegenzugehen und dieselben zu schlagen. Hierzu waren aber die mir zur Verfügung stehenden Kräfte nicht ausreichend. Die Franzosen hätten sich ganz gedeckt in Genua und in Turin gesammelt und sich sodann mit überlegenen Kräften gegen den noch übrigen operationsfähigen Teil der Armee geworfen. Eine Trennung beider Heere war also unter den damaligen Verhältnissen um so weniger ausführbar, als den Franzosen die weiter westlich gelegene Vereinigung über Dego, Cuneo und über Asti nicht gestört werden konnte." Die hier vorgetragenen Gründe für die Unterlassung der erwarteten Offensiv-Operation gegen die Sarden sind zwar völlig einleuchtend, verraten aber doch, daß Gyulai kein wahrhaft großer Feldherr war, der auch etwas Gewaltiges wagen wollte.

Wäre Gyulai gleich am Morgen des 27. April vom Tessin in

[1] k. k. Gstwk. I. Bd. S. 214.

der Richtung auf Alessandria aufgebrochen, so hätte er immerhin einige Tage gebraucht, um bis dahin zu gelangen. Er konnte etwa am 1. Mai vor der sardischen Stellung erscheinen, aber zu einer Schlacht bei Alessandria wäre es nicht gekommen. Gerade weil, wie wir gesehen haben, in den ersten Tagen des Mai die Chancen einer den Sarden aufgenötigten Schlacht für sie außerordentlich ungünstig waren, hätten sie gewiß damals nicht gekämpft. Und wäre Gyulai etwa am[1]) 2. oder 3. Mai sofort zur gewaltsamen Eroberung der Festung geschritten, dann hätte man sie doch nicht mehr durchführen können. Man hätte den Sturm auf die Festung doch wieder aufgeben müssen, denn schon am[2]) 3. und 4. Mai kam die Hauptmasse der zur See transportierten Franzosen unter Marschall Baraguey d'Hilliers in Genua an, sie konnte also in wenigen Tagen in Alessandria sein. Auch der linke Flügel der Franzosen, der unter Marschall Canrobert die Alpen überschritten hatte, gelangte vom 2. bis 7. Mai[3]) mit seinen beiden Korps bis nach Susa, Teile dieser Truppen waren schon früher (29. April) in der Feldverschanzung Alessandria-Casale angelangt. Canrobert hat selbst großen Wert darauf gelegt, daß er entgegen dem kaiserlichen Befehle seine Truppen nicht zur Verteidigung der Linien der Dora Baltea oder der Stura hat verwenden, sondern sie sofort in die Zentralstellung Casale-Alessandria hat einrücken lassen, und Caemmerer hat Canrobert wegen der Kühnheit dieses Unternehmens, das z. B. der geniale Staatsmann Cavour nicht hat begreifen können, mit großem Lobe bedacht. Mit vollem Recht! Denn es war wirklich ein großes Wagnis. Canrobert glaubte zwar aus der Aufstellung der Oesterreicher schließen zu können, daß sie keine Lust zum Angriff hätten, aber ein derartiger Schluß ist doch eigentlich nur das Bestreben eines wagemutigen Mannes, sich die Größe der Gefahr, in die ihn sein Mut zu stürzen droht, mit rationellen Gründen zu verkleinern.

---

[1]) Anmerkung: Wenn Caemmerer meint, am 28. April hätte der Angriff schon beginnen können, so mutet er doch wohl den Oesterreichern etwas zu viel zu. Die Hitze setzt in der Poebene schon frühzeitig ein; und wenn der gerade in dieser Hinsicht gut geschulte Historiker Emil Daniels von dem kaum 3—4 Wochen später liegenden Marsche der Franzosen rühmend hervorhebt: „trotz des italienischen Sommers ließ Napoleon seine Armee in 8 Tagen 20 Meilen machen", so können wir wohl kaum mit gutem Recht verlangen, daß die Oesterreicher damals in einem guten Tage 7—8 Meilen zurücklegen sollten. Moltke nimmt als frühesten Termin für den Zusammenstoß beider Heere den 29. April an.

[2]) Caemmerer, a. a. O. S. 43.

[3]) Prß. Gstwk. S. 20.

Zwei französische Heere wären zum Entsatz der Piemontesen herangerückt und hätten ihnen rechtzeitig Hilfe gebracht, wenn Gyulai einen Angriff auf die Festungen angeordnet hätte. Moltke hat zweifellos recht, wenn er meint, daß bis zum 6. Mai „nur verhältnismäßig geringe Teile" der französischen Streitmacht in der sardischen Stellung angelangt sind. Aber einerseits konnte bis zu diesem Tage die Erstürmung der Festungen und somit auch die Vernichtung oder Gefangennahme des sardischen Heeres nicht beendet sein, und andererseits konnten die Oesterreicher doch nicht mit Genauigkeit wissen, wie groß eigentlich die bereits angelangten Teile der Franzosen waren. Das Kräfteverhältnis der einander feindlich gegenüberstehenden Massen wurde auch durch nicht allzu bedeutende Veränderungen auf der einen Seite für die feindliche Partei ungünstig verändert. Schon 10.000 Franzosen bedeuteten für die Sarden eine nicht zu unterschätzende Verstärkung. Wären die Oesterreicher zum Angriffe auf Casale und Alessandria geschritten, dann hätten die Franzosen sich mit ihrem Aufmarsch auch noch mehr beeilen können; überdies sind in den nächsten 4 Tagen (6.—10. Mai) die Hauptmassen der französischen Truppen wirklich zu den Piemontesen gestoßen. Nun war man allerdings gleich nach der Landung von einer Verwendbarkeit der Truppen vor dem Feinde noch weit entfernt; hatte man doch bis zum 10. Mai keine Artillerie! „Am 9. Mai erwarteten 6 Garde-Batterien ihre Bespannung noch in Paris, und bis zum 22. Mai gingen von dort täglich Geschütze, Trains und Reserve-Mannschaften ab, um der Armee nachgeschafft zu werden." „Die Division Bourbaki, z. B. welche sich in Briançon versammelte, war ohne Pferde, Maulesel oder Zelte, und litt beim Marsch über den Mont Genèvre außerordentlich."[1]) Jedoch auch bis zum 10. Mai war die Einnahme der Festungen unmöglich. Das gewaltsame Unternehmen gegen Alessandria und Casale war nicht mehr durchführbar, als der Krieg am 26. April erklärt wurde.

Wir müssen gestehen, daß Gyulai sich nicht ungeschickt verteidigt, wenn er in seiner Selbstrechtfertigung sagt:[2]) „Kein Zweifel, daß bei den Ausrüstungsverhältnissen[3]) der k. k. Armee eine Zertrümmerung

[1]) Prß. Gstwk. S. 19.
[2]) von Glasenapp, a. a. O. S. 318.
[3]) Anmerkung: Daß Gyulai in seinem Bestreben, die für ihn ungünstigen Momente anzuführen, auch die Ausrüstungsverhältnisse erwähnt, werden wir dem überall hart angegriffenen General kaum verübeln können. In Wirklichkeit war es damit nicht so schlimm, wenn auch hier manche berechtigten Ausstellungen gemacht werden konnten (cfr. S. 16) aber der Hauptnachdruck liegt auch auf den folgenden Sätzen.

der piemontesischen Armee, bevor das französische Heer zu dessen Unterstützung herbeieilen konnte, nicht mehr ausführbar war; ja es lag die Wahrscheinlichkeit näher, daß die k. k. Armee überall, wohin sie sich auch wenden mochte, um die Vereinigung der Franzosen mit den Piemontesen zu verhindern, sei es nach Turin, sei es gegen Alessandria und Genua, auf eine Uebermacht in einer starken, vorbereiteten Stellung stoßen würde: denn das in seiner Lage den strategischen Rücksichten volle Rechnung tragende Eisenbahnnetz Piemonts gestattete, da die Richtung unserer Bewegung dem Feinde bald klar werden mußte, die zeitgerechte Uebersetzung der successive in Turin oder in Genua eingetroffenen französischen Divisionen auf den bedrohten Punkten; fehlten diesen auch zum Teil noch Geschütze und Train für weiter ausgehende Operationen, so hatten sie doch genug, um nächst der Festung Alessandria, durch selbe unterstützt, erfolgreich Widerstand leisten zu können, und selbst den piemontesischen Streitkräften wäre hinlänglich Zeit geblieben, um sich zu konzentrieren und, jedem Entscheidungskampf ausweichend, sich nötigenfalls auf die im Anmarsch befindliche Hauptkraft der Franzosen zurückzuziehen. Auch die Festungen Alessandria und Casale, wenngleich in Anlage und Durchführung nicht vollständig entsprechend, waren doch nicht, wie schlechte Feldschanzen, in wenigen Tagen zu nehmen."

Die Schuld daran, daß Gyulai an eine gewaltsame Eroberung der Festungen Alessandria und Casale nicht herangehen konnte, trägt nicht der Oberbefehlshaber selber, sondern die österreichischen Politiker, die mit der Eröffnung der Feindseligkeiten so lange gezögert haben. Es war gewiß ein Fehler und eine Nachlässigkeit, wenn Gyulai am Beginn des Krieges zwei volle Tage untätig blieb. Aber eine gerechte Kritik darf nicht blos die Fehler erkennen, sondern muß auch ihre Tragweite ermessen und abwägen, ob bei der Vermeidung der Fehler ein wesentlich anderes Resultat herausgekommen wäre. Und das müssen wir für diesen Fall verneinen; unsere ganze Untersuchung betreffs der Möglichkeit einer Erstürmung der festen Stellung des Feindes ging von der Voraussetzung aus, daß Gyulai die Zeit, die ihm zur Verfügung stand, tüchtig ausnützte; aber er hatte eben keine genügende Zeit mehr zu einem kräftigen Vorstoß gegen seine Gegner. Die strategisch so wertvollen 8 Tage vom 19.—27. April waren unwiederbringlich verloren; große strategische Unternehmungen waren nicht mehr durchführbar.

Man hätte den Krieg entweder früher beginnen müssen, als die Rüstungen der Franzosen noch nicht weit fortgeschritten waren, oder später, nachdem man selbst in Italien eine so große Armee versammelt hatte, daß man es mit den Franzosen und Sarden zusammen aufnehmen konnte. Hätte man den Krieg einen Monat früher begonnen, so wären naturgemäß die Ausrüstungen der Soldaten viel schlechter gewesen, das II. Armeekorps hätte damals noch gefehlt, aber auch mit den schlechter ausgestatteten 4½ anderen Korps konnte die ganze sardinische Armee vernichtet oder gefangen genommen werden. Wäre Gyulai damals von seiner Regierung zu unmittelbarem Vorgehen gegen die Feinde aufgefordert worden und hätte er sich in diesem Zeitpunkte seinem Auftrage entzogen, dann hätte Caemmerer recht, wenn er sagt: „Wenn er[1]) (Gyulai) rasch zugriff, so konnte die französische Hilfe selbst dann noch nicht von irgend welchem Belang für den Feind sein, wenn sie von Turin aus sofort nach Eintreffen des Ultimatums, (also am 23. April[2]) abends) telegraphisch erbeten worden war." Für den Zeitpunkt, an dem Gyulai zu handeln berufen wurde, trifft diese Erwägung nicht mehr das Richtige. Abgesehen davon, daß man schon am 21. April[3]) die Nachricht von dem zu erwartenden Ultimatum in Paris hatte und daß dieses nach Gyulais Angabe[4]) schon einen Tag vor der Ueberreichung in der offiziellen „Wiener Zeitung" erschienen war, muß man hier noch entgegenhalten, daß doch die Franzosen seit dem Anfang des Jahres sich auf den Krieg vorbereiteten. Seit 3 Jahren beschäftigte sich der Kaiser Napolen mit dem Gedanken eines französisch-österreichischen Krieges. Die französische Hilfe mußte also noch von großer Bedeutung werden, selbst wenn sie erst am 23. April erbeten wurde; die Vorbereitungen zum Eingreifen hatten die Franzosen getroffen; es bedurfte nur des Befehles zum Abmarsch. Wie nachlässig allerdings diese Vorbereitungen sich entwickelten, ist uns bereits bekannt; diese Versäumnis konnte aber für die Oesterreicher nur vorteilhaft sein, wenn sie sich schon einen

[1]) Caemmerer a. a. O. S. 4.

[2]) Anmerkung: Für den 23. April müßte bei der von uns gemachten Annahme der 23. März eintreten.

[3]) Anmerkung: Der sonst so gewissenhaft arbeitende General von Caemmerer hat sich hier eine Flüchtigkeit zu schulden kommen lassen; er sagt selbst an einer anderen Stelle seines Buches (S. 41): „Als Napoleon III. am 21. April die Nachricht vom österreichischen Ultimatum erhielt, faßte er sofort den Entschluß, dem Bundesgenossen unmittelbare Hilfe zuzuführen.

[4]) v. Glasenapp, a. a. O. Bd. XXXIII, Anm.: S. 317.

Monat früher zum Kriege entschlossen. So wird man auch nicht etwa einwenden dürfen, daß doch für den Fall, daß Oesterreich den Krieg einen Monat früher erklärte, Frankreich ebenfalls viel früher auf dem Plane erscheinen konnte. Die Franzosen konnten das mit nichten; noch am 21. April war Napolen durch die österreichische Kriegserklärung überrascht, einen Monat früher aber wäre man mit den Kriegsvorbereitungen[1]) in Frankreich noch weit mehr im Rückstande gewesen. Es handelte sich ja bei der Kleinheit der piemontesischen Armee auch blos um wenige Tage Vorsprung, den man vor den Franzosen brauchte. Die Franzosen hatten Ende April und Anfang Mai drei Wochen nötig, um mit wirksamer Unterstützung den Sarden beizustehen (21. April bis 10. Mai), und doch hätte auch damals ihr Erscheinen beinahe unwirksam werden können. Einen Monat früher aber hätten die Franzosen gewiß mehr Zeit zu ihrem Aufmarsch gebraucht und das dadurch für sie entstehende Minus konnte noch dadurch gesteigert werden, daß man keine diplomatisch-politischen Fehler auf österreichischer Seite beging.

Sonderbarer Weise hat Gyulai in dem allerdings nur sehr kurz gehaltenen Rechtfertigungsversuch gar nicht darauf hingewiesen, daß der rechte Moment zum Losschlagen schon verpaßt war, als der Befehl dazu an das Oberkommando erging. Gyulai betont nur, daß er nicht ausreichende Truppenmengen und auch ungenügend gerüstete Soldaten hatte; er für seinen Teil hegte den Wunsch, den Krieg noch um einige Zeit hinauszuschieben, bis die Rüstungsverhältnisse und die faktische Stärke der Armee den richtigen Stand erreicht hätten. Er sagt[2]), die Offensive sei ihm „mit unzureichenden Kräften und unzulänglicher Rüstung zu unrechter Zeit befohlen worden"; Gyulai meint damit, man hätte warten müssen, bis die Kräfte zureichend und die Rüstung zulänglich gewesen wären. Eine Armee von 300000 bis 350000 Mann hat er gefordert; mit dieser Zahl hätte er zweifelsohne den Sturm auf die Festungen gleichzeitig mit einem energischen Auftreten gegen die Franzosen durchführen können. Dieser Fall entzieht sich jedoch einer näheren Betrachtung, weil er mit Zukunftsmöglichkeiten rechnet und es natürlich nicht möglich ist, zu prophezeien, was auf der Gegenseite für Gegenmaßregeln getroffen werden konnten. Wir begnügen uns mit der Feststellung des Tatbestandes, daß der Krieg wirklich „zu unrechter

[1]) Caemmerer, a. a. O. S. 40, 41, 42.

[2]) von Glasenapp, a. a. O. Bd. XXXIII, S. 319.

Zeit" begonnen worden ist; unzureichend waren die dem Grafen zur Verfügung gestellten Kräfte nur, weil man mit den diplomatischen Verhandlungen die Zeit vergeudet hatte. Ob sie es auch bei entsprechender Verminderung oder Vermehrung zu einem früheren oder späteren Termine gewesen wären, das läßt sich sehr bezweifeln und ist für den ersten der beiden Fälle mit Bestimmtheit zu verneinen.

Freiwillig stellten die Sarden in der rechten Erkenntnis der Dinge sich nicht zur Schlacht, dazu zu zwingen waren sie auch nicht, weil die Festungen Alessandria und Casale in unmittelbarer Nähe der um sie herumliegenden Truppen lagen. Gleichwohl ist es unrecht von „Feldflüchtigkeit" der Sardinier zu sprechen. Es ist vollkommen unrichtig zu sagen:[1]) „Weshalb setzte man denn von Anfang an die Piemontesen nur in Alessandria und in Casale voraus, während sie doch im Interesse des eigenen Landes und vor allem ihrer Verbündeten die dringendste Veranlassung hatten, sich in freiem Felde auf Tod und Leben zu schlagen?" Gerade das Gegenteil ist richtig. Hätten die Sarden so gehandelt, so hätte man von unüberlegter Tollkühnheit reden können; es lag im wohlerwogenen piemontesischen und damit auch zugleich französischen Interesse, das Schlagen „auf Tod und Leben" zu vermeiden.

Eine gerechte Würdigung Gyulais wird sich diesen Tatbestand vor Augen halten müssen. Es ist unberechtigt, von erstaunlichem Mangel an Mut und Entschlossenheit oder von übergroßer Scheu vor Opfern auf seiten des österreichischen Oberkommandierenden zu sprechen. Gyulai hatte in der Lombardei keine rechte Aufgabe; er konnte kaum hoffen, eine Feldschlacht zu liefern, und er konnte auch keine Festungen erobern. Wir haben für Gyulais Verhalten zu Beginn des Krieges eine vernünftige Erklärung gefunden. Eigentlich wurden die von ihm vertretenen Anschauungen auch an maßgebender Stelle geteilt; denn in Wien betrachtete man damals den Feldzug in Italien als einen von untergeordneter Bedeutung; man glaubte, nicht in der Poebene, sondern am Rhein werde der Krieg entschieden werden, man richtete seine Augen auf Berlin anstatt auf Turin. Die Verhältnisse in Deutschland haben lähmend auf die Unternehmungen in Italien gewirkt. Gleich zu Beginn des Krieges zeigt sich der verhängnisvolle Irrtum, daß Preußen an Oesterreichs Seite auf dessen bloßen Wunsch hin kämpfen würde, als der Kapitalfehler. Wäre es wirklich zu der

[1]) Caemmerer, a. a. O. S. 15.

preußisch-österreichischen Koalition gekommen, dann war die ganze Verhaltungsweise Oesterreichs begründet. Dann hätten die Franzosen die Piemontesen überhaupt nicht wirksam unterstützen können. Dann war man in Wien im Rechte, wenn man Gyulai nicht mehr Soldaten zur Verfügung stellte; dann war auch der durch die diplomatischen Verhandlungen herbeigeführte Zeitverlust leicht wieder gut zu machen. Eile tat dann auf dem lombardischen Kriegsschauplatze keine Not; das Schicksal der Sarden war dann von vornherein besiegelt. Hätten die Franzosen ihre Truppen im Elsaß konzentrieren müssen, dann mußte Gyulai mit den Sarden leicht fertig werden; das Spiel in Italien war dann von vornherein gewonnen. Man sieht, wie konsequent man in Wien gedacht hat; leider aber war die Voraussetzung, von der man ausgegangen ist, eine falsche. Weil man eine falsche Voraussetzung machte, zog man aus dieser Voraussetzung auch falsche Folgerungen; die falschen Prämissen sind der Grundfehler des österreichischen Denkens geworden, das den Willen und das Handeln falsch dirigiert hat.

III.

Graf Gyulai als Feldherr.

Die von Caemmerer gegen Gyulai erhobenen Vorwürfe haben vor dem Stuhle der Gerechtigkeit nicht standhalten können, sie müssen in ihrer Schroffheit als unberechtigt zurückgewiesen werden. Aber damit ist Gyulai noch keineswegs vollkommen gerechtfertigt; es ist damit durchaus noch nicht gesagt, daß es für Gyulai überhaupt keine lohnende Aufgabe gab, der er sich hätte zuwenden können. Was Caemmerer und andere von ihm verlangt haben, das konnte er allerdings nicht leisten. Aber wäre er ein ganz kühner Feldherr im Stile Moltkes oder Napoleons oder Friedrichs gewesen, dann hätte er gewiß nicht tatenlos gewartet, bis der an sich so überaus schwierige Aufmarsch der Franzosen beendet war. Ein Mann wie Napoleon I. hätte schon irgendwo sich darbietende Schwächen des Gegners gesehen und sie zu tatkräftigen Schlägen ausgenutzt. Was konnte Gyulai tun und was hat er in Wirklichkeit getan?

Ein Angriff auf die sardische Stellung zwischen Casale und Alessandria hätte doch immerhin einige Vorteile bringen können. Denn wenn es auch für die Sarden ratsam war, sich in die Festungen zu-

rückzuziehen, so war es doch keineswegs gewiß, daß sie danach handeln würden. Wer gab denn Gyulai die Gewähr, daß sie es wirklich tun würden? Schlimmsten Falles mußte man unverrichteter Weise von den Festungen wieder abrücken. Gyulai versuchte sich damit zu rechtfertigen, daß er sagte:[1]) er hätte dadurch die Kräfte der Armee nutzlos erschöpft und ihre Ausrüstung und Verstärkung verzögert. Wir können darin nur eine sehr weitgehende Schonung der eigenen Kräfte erblicken. Und selbst wenn die Sarden zum sofortigen Rückzuge in die Festungen schritten, so war es doch nicht undenkbar, daß der Rückzug wenigstens teilweise mißlang. Für diesen Fall war es sehr wahrscheinlich, daß größere oder kleinere Truppenteile der Piemontesen, je nach dem Eifer oder der Eile der Oesterreicher von ihnen abgefangen oder vernichtet werden konnten. Auch eine geringe Schwächung der piemontesischen Streitkräfte war für sie schon eine empfindliche Reduzierung ihrer Macht, sie konnten nicht einmal einige Tausend Mann leichten Herzens einbüßen. Drei Fälle waren zu bedenken: erstens der Rückzug gelingt vollständig, dann hat man den Piemontesen nur einen geringeren oder größeren Schrecken eingejagt, zweitens der Rückzug gelingt nicht vollständig, dann sind die Piemontesen nicht unempfindlich getroffen, drittens die Piemontesen stellen sich, dann werden sie vernichtet. „Der König Viktor Emanuel war in allem — so[2]) heißt es in den Lebenserinnerungen von Della Rocca — was das militärische Ansehen der Armee betraf, sehr empfindlich." Hier war eine wunde Stelle des Gegners, die man bei genügender Personenkenntnis vielleicht hätte ausnützen können; man mußte den Versuch nicht unbenutzt lassen, den König Viktor Emanuel an seiner militärischen Ehre zu fassen.

Auch den Franzosen gegenüber konnte man mancherlei wagen. Man konnte, während man die Festungen Casale und Alessandria eingeschlossen hielt, wozu etwa 40.000 bis 50.000 Mann ausgereicht hätten, mit den noch vorhandenen 60.000 bis 70.000 Mann in der Richtung auf Turin oder Genua vorstoßen, um die ankommenden Franzosen zu erwarten. Wenn es gelang, die Eisenbahnstrecken und die Tunnels zu vernichten oder wenigstens teilweise zu zerstören, so mußte dadurch der Aufmarsch der Franzosen stark gefährdet werden. Die Wege über den Apennin, vor allem der Paß von La Bocchetta konnten ungangbar gemacht werden, bevor die Franzosen in Genua anlangten. Allerdings konnten die hier landenden französischen Truppen-

[1]) von Glasenapp, a. a. O. XXXIII. Bd., S. 318.
[2]) Caemmerer a. a. O. S. 48.

teile an ihrer endgültigen Verbindung mit den Piemontesen nicht vollständig gehindert werden; denn in einem Gebirge wie der Apennin findet man immer noch Straßen, auf denen besetzte oder zerstörte andere Pässe umgangen werden können. Wenn man sich aber Eile zur höchsten Pflicht machte, dann konnte man nach einem schnellen Vorgehen gegen Genua und einem sehr eiligen Rückzuge aus dieser Gegend bei einem schleunigen Vorgehen gegen Turin noch immer rechtzeitig genug am Ausgang der Alpenpässe erscheinen und die aus ihnen hervortretenden Franzosen sofort bei ihrem Austritt aus dem Gebirge abfangen oder ihnen doch den Austritt sehr erschweren. Dabei aber war unbedingt notwendig, daß man vereint blieb. Wenn man etwa je eine Abteilung vor Genua und Turin ließ, so war man zu schwach, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Aber mit der vereinten Streitmacht von 60.000—70.000 Mann konnte man den beiden Canrobert'schen Korps doch empfindlich zusetzen. Wie aber, wenn Canrobert rechtzeitige Kenntnis von der Bewegung der Oesterreicher erhielt und mit dem Austritt aus dem Gebirge zögerte! Dann war das Unternehmen für Gyulai äußerst gefährlich; denn dann konnten die in Genua gelandeten Truppenteile im Rücken der Oesterreicher erscheinen. Zu den eben geschilderten Manövern war doch ein ganz ungeheuerer Mut notwendig! Sie konnte wirklich nur ein Mann wie Cäsar oder Napoleon wagen. Dieser heroische Mut aber, der alles auf eine Karte setzt, fehlte Gyulai; der Feldzeugmeister war ganz gewiß kein Feldherr ersten Ranges; aber er war auch kein gewöhnlicher Stümper. Er war seiner Stellung und ihren Aufgaben nicht gewachsen, aber man muß anerkennen, daß diese überaus schwierig waren. Nur die höchste Kühnheit hätte hier Triumphe feiern können. „In der Tat, in welchem Gebiete menschlicher Tätigkeit sollte die Kühnheit ihr Bürgerrecht haben, wenn es nicht im Kriege wäre? Sie ist im Troßknecht und im Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt."[1]) Zu einer wahrhaft großen Tat aber, zu der nach des Dichters Wort „der erste Schritt der Mut ist", war eben Gyulai nicht fähig; dazu fehlte ihm die schwungvolle Seele, die einen Gneisenau beherrschte, oder die unerschütterliche Zuversicht, die Napoleon sich selber als eine Art Schicksal erscheinen ließ.

Daß Gyulai keine hannibalische Kühnheit in sich trug, sondern

[1]) Clausewitz, Vom Kriege, S. 144.

eher zur Vorsicht neigte, äußerte sich auch darin, daß er die falschen Nachrichten über die Ankunft der Franzosen glaubte. Hören wir, was Clausewitz über den Wert der Nachrichten im Kriege sagt:[1]) „Im Kriege befindet sich der Führer eines großen Ganzen in beständigem Wellenschlage falscher und wahrer Nachrichten, von Fehlern, die begangen werden aus Furcht, aus Nachlässigkeit, aus Uebereilung, von Widerspenstigkeiten, die ihm gezeigt werden aus wahrer oder falscher Ansicht, aus üblem Willen, wahrem oder falschem Pflichtgefühl, Trägheit oder Erschöpfung, von Zufällen, mit denen kein Mensch gerechnet hat. Kurz, er ist hunderttausend Eindrücken preisgegeben, von denen die meisten eine besorgliche, die wenigsten eine ermutigende Tendenz haben. Lange Kriegserfahrung bringt zu dem Takt, den Wert dieser einzelnen Erscheinungen schnell zu würdigen; hoher Mut und innere Stärke widerstehen ihnen, wie der Fels dem Geplätscher der Wellen. Wer diesen Eindrücken nachgehen wollte, würde keine seiner Unternehmungen durchführen." Gyulai aber hatte kein felsenfestes Vertrauen zu sich selber; dazu fehlte ihm die innere Größe. Er sah die Franzosen viel zu früh im Anmarsch; bei ruhiger Ueberlegung hätte er die Falschheit der ihm zugegangenen Nachrichten erkennen müssen; konnte es ihm doch nicht unbekannt sein, wie weit man in Frankreich mit den Vorbereitungen und Rüstungen noch zurück war. „Es scheint aber, daß in Gyulais Hauptquartier im entscheidenden Augenblick eine bedauerliche Schwarzseherei Platz gegriffen hat. Jedenfalls ist allem, was in jenen Tagen wirklich geschah, der Stempel der höchsten Vorsicht deutlich aufgedrückt."[2])

Was tat denn nun Gyulai wirklich? Nach zweitägiger Tatenlosigkeit mußte er dem kaiserlichen Befehle doch Folge leisten. Er überschritt mit seinen Truppen den Tessin und rückte in die Lomellina ein. Einzelne Truppenteile drangen noch weiter westwärts vor, kamen bis an die Sesia und den Po und stießen auch über diese Linie hinaus. Nirgends traf man auf erhebliche feindliche Truppenabteilungen; diese Operationen blieben lediglich Demonstrationen. Das einzige positive Resultat war die Zerstörung einer Kanalbrücke und die Abgrabung einer zwischen Reisfeldern hinführenden Chaussee. Den Zweck aller dieser Bewegungen hat Gyulai unter dem Ausdruck einer „Gesamta-

[1]) Clausewitz, a. a. O., S. 148—149.
[2]) Caemmerer a. a. O., S. 19.

larmierung des Feindes" zusammengefaßt. Man wollte den Feind über die eigenen Absichten im Dunkeln lassen und ihm ein späteres Vorgehen erschweren. Der Krieg bewegte sich hin und her; erst die gewaltsame Rekognoszierung am 20. Mai führte zu einem Gefecht, dem von Montebello.

Die Ursache für die Unterlassung einer tatkräftigen Offensive ist nicht „die Unklarheit über die zu verfolgenden Ziele und Aufgaben," sondern der politische Zeitverlust, der aus dem falschen politischen Ziel resultierende Mangel an Kräften und der Eindruck der Nachrichten über die feindliche Mobilmachung. Gyulais Plan bei Eröffnung des Feldzuges war gewiß kein grandioser, aber er war auf rationelle Gründe gestützt. Jedoch lag wiederum gerade darin seine Schwäche. Natürlich wäre es eine große Torheit, wenn ein Feldherr seinem Gegner nur das Falsche zutrauen wollte. Aber es verrät doch auch einen Mangel an strategischer Einsicht, wenn man immer nur mit einem rationellen Handeln des Feindes rechnen will. Die Kriegskunst ist kein mathematisches Rechenexempel; nicht allein die Einsicht macht den wahrhaften Feldherrn, sondern vor allem der Mut, das persönliche Ethos. Die Heeresleitung hat gewiß kein Recht, mit Gyulai zu reden, „einen ganzen Operationsplan ausschließlich auf Fehler, Unverstand, Urteilslosigkeit und Zaghaftigkeit des Gegners zu basieren", aber sie ist ebenso wenig berechtigt, die Kriegsführung als eine Art Schachspiel zu betrachten, wo man über die Züge des Gegners genau Bescheid weiß. Der wirkliche Feldherr wird dem irrationalen Faktor in der Handlungsweise der Menschen seinen gebührenden Platz anweisen müssen.

Wir sind am Schluß unserer Untersuchung angelangt. Es hat sich herausgestellt, daß Graf Gyulai zu Beginn der Operationen es nicht in der Hand hatte, die feindliche Hauptstadt dauernd zu besetzen, er durfte kaum hoffen, die piemontesische Armee in einer Feldschlacht zu vernichten; eine Erstürmung der Festungen war auch nicht mehr möglich. Die einzige Aufgabe, die der Feldherr sich hätte stellen können, wäre gewesen, die Piemontesen zu einer Schlacht zu verleiten und gegen die von Genua und Turin herrückenden Franzosen offensiv vorzugehen. Um diese Aufgabe mit sicherer Aussicht auf Erfolg zu beginnen, dazu hat Gyulai wegen der in Wien gehegten falschen Vorstellung von der Bedeutung seiner Operationen nicht genügend Streitkräfte zur Verfügung gestellt bekommen; mit den vorhandenen Streit-

kräften etwas Energisches zu wagen, dazu reichte seine Kühnheit nicht aus. Es bestätigte sich auch hier die alte Erfahrung, daß eine unter ungünstigen politischen Verhältnissen begonnene kriegerische Handlung meist auch militärisch unglücklich eingeleitet wird. „Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Streitkräfte sind im ganzen Verlaufe des Feldzuges kaum wieder gutzumachen." So ist der unglückliche Anfang der Operationen der Vorbote des Mißgeschickes von Magenta und Solferino geworden.

Schriftenverzeichnis.

W. Rüstow, Der italienische Krieg 1859, politisch militärisch beschrieben; Zürich 1859.

Dr. Friedrich Noellner, Preußen als Großmacht und im deutschen Bunde gegenüber Oesterreich, Darmstadt 1859.

Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie. Berlin 1859.

La campagne d'Italie de 1859 par le Baron de Bazancourt; Paris 1860.

F. Lecomte, Relation historique et critique de la campagne d'Italie en 1859; Paris 1860.

Vandevelde, Précis historique et critique de la guerre d'Italie en 1859; Bruxelles 1860.

de Césena, L'Italie confédérée. Historie de la campagne de 1859; Paris 1860.

La guerre d'Italie de 1859, par de la Fruston; Paris 1861.

Der italienische Feldzug des Jahres 1859, redigiert von der historischen Abteilung des Generalstabs der Königlich Preußischen Armee; Berlin 1861 [2. Aufl. 1863].

Campagne de l'Empereur Napoléon III en Italie. Rédigée au Dépôt de la guerre; Paris 1862 (3. Auflage 1865).

(Otto) Der Feldzug von 1859 in Italien, bearbeitet von einem preußischen Offizier; Thorn 1863.

Studien über die Operationen und Taktik der Franzosen 1859, von Molinary, Ritter von Montepastello; Wien 1864.

Landeau, L'Intendance militaire en Italie, Campagne de 1859; Lyon 1864.

v. Williſen, Theorie des großen Krieges. IV. Teil; Berlin 1868 (1859 als Zeitungsberichte erschienene Darstellung des Feldzuges).

von Boguslawski, Die Entwickelung der Taktik von 1793 bis zur Gegenwart; Berlin 1869.

Der Krieg in Italien 1859, bearbeitet durch das k. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte; Wien 1872.

Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart; Leipzig 1859 1873.

Streffleur, Jahrgang 1873 „Rückblicke auf den Krieg in Italien 1859"; Wien.

Ueber den Einfluß der Feuerwaffen auf die Taktik. Historisch-kritische Untersuchungen von einem höheren Offizier; Berlin 1873.

Heinrich von Sybel, Napoleon III. Bonn 1873.

Mémoires du maréchal Randon; Paris 1877.

Duc d'Almazan, La guerre d'Italie, campagne de 1859; Paris 1882.

Alfred Duquet, La guerre d'Italie (1859); Paris 1882.

v. Glaſenapp, Neue militärische Blätter, 1886–1888. Betrachtungen über den Feldzug von 1859 in Italien, aus den hinterlassenen Papieren des Generals Vetter von Doggenfeld.

v. Glaſenapp, Neue militärische Blätter, Jahrgang 1888. Persönlicher Rechtfertigungsversuch des F. Z. M. Graf Gyulai in Bezug der Führung der k. k. Armee in der ersten Periode des Feldzuges 1859 in Italien (gezeichnet Wien 1862).

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen, Strategische Briefe I; Berlin 1887.
Kunz, Von Montebello bis Solferino; Berlin 1888.
Comte d'Hérisson, Journal de la campagne d'Italie; Paris 1889. Deutsche Ausgabe 1890 „Tagebuch aus dem italienischen Feldzug."
Lebrun, Souvenirs des guerres de Crimée et d'Italie; Paris 1889.
De la Motte Rouge, Souvenirs et campagnes; Nantes 1889.
Crimée — Italie, Notes et correspondances de campagne du général de Wimpffen. Publiées par H. Galli; Paris 1892.
Fischer von Wellenborn, Erinnerungen aus den Feldzügen 1859 und 1866; Wien 1894.
de Préville, Mac Mahon, maréchal de France; Paris 1894.
Der Krieg in Italien 1859, nach offiziellen Quellen nicht offiziell behandelt. (Bartels von Bartberg); Bamberg 1894.
Louis Martin, Le maréchal Canrobert; Paris 1895.
La vie militaire du général Ducrot, d'après sa correspondance; Paris 1895.
Villefranche, Historie de Napoléon III. Paris 1897.
Otto Meisner, Historischer Rückblick auf die Verpflegung der Armeen im Felde. Zweite Lieferung, Wien 1897.
Souvenirs du général comte Fleury; Paris 1898.
Sylvain — Blot. Napoléon III; Paris 1898.
L. von Bodenhausen, Lebenserinnerungen des Generals Enrico della Rocca; Berlin 1899.
Heinrich von Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. 3. Auflage. München — Leipzig 1899.
Heinrich Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. 2. Auflage. Stuttgart 1898.
Emile Ollivier, Napoléon III. général en chef; Revue des deux mondes 1899.
Pierre de la Gorce, Histoire du second empire; Paris 1899.
Meine Tätigkeit im Kriege 1859 von F. Z. M. Freiherrn von Kuhn, Danzers Armeezeitung Nr. 50/52 von 1900, Nr. 1/10 von 1901.
E. Herrmann, Magenta; Laibach 1905
von Caemmerer, Magenta, Der Feldzug von 1859 bis zur ersten Entscheidung; Berlin 1902.
von Caemmerer, Zur italienischen Frage von 1859; Hist. Zeitschrift 94.
von Caemmerer, Die Operationen in der Lomellina vom 29. Mai bis 3. Juni 1859 (Vortrag, gehalten im März 1879 in Kassel) Militär-Wochenblatt 1879, Nr 51.
von Caemmerer, Der Operationsplan Napoleons III. im Jahre 1859, Militär-Wochenblatt 1904, Nr 131.
von Caemmerer, Die Entwickelung der strategischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert; Berlin 1904.
Dragomirow, Les causes des revers autrichiens en 1859, Revue de Paris 1904
Germain Bapst, Le maréchal Canrobert, Souvenirs d'un siècle. Paris 1904.
Germain Bapst, Napoléon III. à Magenta; Revue historique 1904.
Germain Bapst, Napoleon III. und Italien, Deutsche Revue 28, 2.
W. Maurenbrecher, Gründung des Deutschen Reiches 1859—1871. 4. Auflage, Leipzig 1910.
E Brandenburg, Die Reichsgründung; Leipzig 1916.

Die der Arbeit zugrunde liegenden Quellen sind der angegebenen Literatur, besonders dem österreichischen Generalstabswerke, entnommen.

Lebenslauf.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit, Konrad Molinski, ist als Sohn des Lehrers Johannes Molinski und seiner Ehefrau Pelagia, geb. Lorek, am 5. Juli 1892 zu Gußwitz in Posen geboren. Er empfing seinen ersten Unterricht in den Gemeindeschulen zu Gußwitz und Sarne, besuchte dann das Kgl. Wilhelmsgymnasium zu Krotoschin, bestand dort die Reifeprüfung zu Ostern 1912. Seit dieser Zeit war er an der Berliner Universität immatrikuliert. Zu Beginn des Krieges trat er als Kriegsfreiwilliger beim Füsilier-Regiment von Steinmetz Nr. 37 ein, wurde aber am 7. Oktober 1914 als dienstunfähig entlassen. Vom Oktober 1915 bis zum Juli 1916 war er als Kriegsvertreter an der Berliner Gemeindeschule Nr. 297 und an der Comenius-Realschule in Schöneberg beschäftigt. Im Mai 1916 bestand er vor der Prüfungskommission des Kgl. Provinzialschulkollegiums zu Berlin die Mittelschullehrerprüfung für Geschichte und Deutsch. Seit dem 1. Oktober 1916 ist er an einer Mittelschule in Steglitz angestellt.

Er trieb vorzugsweise historische, philosophische, germanistische und romanistische Studien. Zum Zwecke der Vervollkommnung im mündlichen Gebrauche der französischen Sprache hielt er sich zwei Monate in Nancy auf, wo er auch in der Universität an den historischen Uebungen von Herrn Professor Pariset teilnehmen durfte. In Berlin hörte er die Herren Professoren und Privatdozenten Dr. Dr. Delbrück, Dessoir, Frischeisen-Köhler, Geiger, Haake, Haguenin, Häpke, Herrmann, Heusler, Hintze, Hobohm, Hötzsch, Knopp, Lasson, Lenz, Lommatzsch, Morf, Riehl, Roediger, Roethe, Schäfer, Schneider, Erich Schmidt, Ferdinand Jakob Schmidt, Richard Schmitt, H. A. Schwarz, Troeltsch, Wagner. An ihren Uebungen ließen ihn teilnehmen die Herren Professoren und Privatdozenten Dr. Dr. Delbrück, Haguenin, Hintze, Hobohm, Hofmeister, Lommatzsch, R. M. Meyer, Morf, Riehl, Roediger, Roethe, Schneider, F. J. Schmidt, R. Schmitt, Struck, H. A. Schwarz, Troeltsch.

Die Arbeit ist aus den Uebungen von Herrn Professor Hans Delbrück hervorgegangen.

Inhalt.

I. Österreichische Politik vor Eröffnung der Feindseligkeiten 4
II. Die Operationsmöglichkeiten der Oesterreicher 13
A. Vorgehen auf Turin 15
B. Eine Schlacht mit den Piemontesen 17
C. Ein Angriff auf die feindlichen Festungen 33
III. Graf Gyulai als Feldherr 45